

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 1

Peter Paul Althaus

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden

NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 1

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
von Walter Gödden
Band 1

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Althaus, Peter Paul:
Peter-Paul-Althaus-Lesebuch / zsgest. und mit einem Nachw.
von Walter Gödden. - Köln : Nyland-Stiftung, 2002 (Nylands
kleine westfälische Bibliothek ; Bd. 1)
ISBN 3-936235-00-7

Gedruckt auf umweltfreundlichen, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigen Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile
desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in
anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vor-
herige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-00-7
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Umschlaggestaltung: Robert Ward
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Druck: DIP Digital Print, Witten

Printed in Germany

Inhalt

Verstreute Texte aus den frühen Jahren	
Die Kinder der Inder...	9
Else	10
Geschichten von Herrn Jemand	12
Im Dom zu Münster	17
Coesfeld	17
Abend	18
Tritt leise auf	18
Dichter	19
Nachdichtung mystischer Lyrik aus dem indischen Mittelalter (Auszüge)	
Zwischen dem Tag und der Nacht...	20
Der Mensch: eine Puppe aus Draht und Lehm...	20
Gesegnet werden möge das Papier...	21
Könnt' ich alle Inseln...	21
Jack, der Aufschlitzer (Auszüge)	
Pflücke die Rose, eh sie verblüht	23
Im Rosengarten will ich ihrer warten	23
Der Widerspenstigen Zähmung	24
Heimliche Aufforderung	24
Das Vierte Reich (Auszüge)	
Wenn wir Gesprächen anderer...	25
Wie Abglanz ferner Meere...	25
– und dann wird aufgehoben alle Frist...	26
– und dann wird ausgetilgt sein alle List...	26
Aus der Zeitschrift <i>Simplicissimus</i>	
Zeitsparende Erfindungen	27
Reisebilder	
Herbsttag / Batterseapark (London)	29
Am Ufer der Cam / Cambridge	29

Blick durch ein verregnetes Atelierfenster...	30
Aschermittwoch / München	30
Auf der Landstraße hinter Innsbruck	31
Eine Blume in einer „Guten Stube“ ...	31
Über die Grenze / Der Wanderzirkusdirektor	32
Deya / Mallorca	33
Agrigento	34
Stiftsgarten in Santa Chiara / Napoli	35
Vom Garten der Villa dei Pazzi aus	37
Bunte Abende für den Rundfunk	
Die große Herbstnotenschau 1937	38
In der Traumstadt (Auszüge)	
In den Gassen einer Traumstadt...	43
In der Traumstadt ging die letzte Hure...	43
Durch die Traumstadt geht ein Engel...	44
Wenn ich endlich einmal wüßte...	44
In der Traumstadt hatte sich des Nachts...	45
Dr. Gradus ad Pernassum	47
In der Traumstadt, in der Rue...	49
In der Traumstadt ist ein Lächeln stehn...	50
Als ich einmal aus der Traumstadt rückgekehrt...	50
In der Traumstadt, in der Dreizehnmännnergasse...	51
Vor dem Schlafgemach der Gräfin Ete la Peutête...	53
In der Traumstadt hat in einer stillen Seitengasse...	54
Es gehen Schritte durch die Nacht...	55
In der Traumstadt gibt es einen Wartesaal...	56
Schwarz opalisierende spiegelglaslatte...	57
Dr. Enzian (Auszüge)	
Dr. Enzian begibt sich manchmal...	58
Dr. Enzian hat einen Kokosläufer...	58
Dr. Enzian, als Existenzialist, beweist...	59
Dr. Enzian traf einen Andersgläubigen...	59
Aus dem Zimmer Dr. Enzians tönt Gewimmer...	60
Dr. Enzian kennt einen Pianisten...	60

Dr. Enzian, von der Idee besessen...	61
Dr. Enzian füttert Lachtauben...	61
Witwe Winter, angestachelt vom Erfindergeist...	62
Dr. Enzian hat kürzlich ausprobiert...	63
Prolog zur Woche des Buches 1952	64
Flower Tales (Auszüge)	
Ich bin ein Maiglöckchen...	67
Ich bin ein Flieder...	67
Ich war ein Gänseblümchen...	68
Ich bin eine Lilie...	69
Ich bin eine japanische Kirschblüte...	70
Ich wurde von einem Zitronenfalter...	70
Ich bin ein indischer Lotos...	71
Ich bin eine Tulpe...	71
Ich bin eine Rose...	72
Ich bin eine Geranie...	73
Ich bin der gemeine Kümmel...	74
Prolog zum Tag des Buches 1953	75
Verstreute Texte für Sammelwerke	
Das war in Neapel...	77
All dies...	78
Bekanntschaft mit einem Baum	82
Der richtige Benimm. Der heitere „Revue“-Quiz für alle Situationen	84
Wir sanften Irren (Auszüge)	
Wir sanften Irren leben etwas hinterm Mond...	100
Wir können nicht behaupten...	100
Wir sanften Irren, wenn wir zeitunglesen	101
Wir sanften Irren spielen manchmal Politik....	101
Wenn wir weinen...	102
Erst töten, dann beten?	103
Und weil es Gedichte gibt...	104
Ich bin so sinnlos...	104

Meine Kehle ist manchmal zu...	105
Ich lebe in einem Land...	105
Der Schwabing-Kritiker	
Verworrene Elegie und billiger Eigentrost eines alten Schwabingers	106
Seelenwandertouren (Auszüge)	
Aufgehängte Hemden...	118
Es ist eine sonderbare Stadt...	118
Die armen Seelen	120
PPA läßt nochmals grüßen (Auszüge)	
Vergebliche Frömmigkeit	121
Alle Uhren gehen vor...	122
Wir sind das Volk...	122
Kleine Ansprache...	124
Ich befand mich auf dem Holzweg...	124
September	125
Aus einem späten Tonbandbrief	
Ich bin kein Heimatdichter geworden...	126
Textnachweise	128
Nachwort	130
Kurze Anmerkung von Hans Althaus	141

Verstreute Texte aus den frühen Jahren

Die Kinder der Inder

Die Kinder
der Inder,
das sind die Inderkinder.
Wenn diese Kinder größer sind,
dann sind sie nicht mehr länger Kind,
dann sind die Inderkinder
erwachs'ne richt'ge Inder
und außerdem noch Sünder
und kriegen wieder Kinder.

Die Kinder dieser Inder
sind Inderkindeskinder;
die bleiben auch nicht ewig Kind,
und wenn sie groß geworden sind,
dann nehmen sie zwecks Zeitvertreib
und zwecks auch sonst ein Eheweib,
und die Familiengründer,
die kriegen wieder Kinder.

Auch Kinder dieser Kinder
sind Inderkindeskinder;
die wachsen auf, die werden groß,
dann geht's von neuem wieder los:
Sobald sie heiratsfähig sind
(das geht in Indien sehr geschwind) –
was jetzt kommt sieht ein Blinder,
es holt aus dem Zylinder
kein Zauberer geschwinder
die vielen, vielen Kinder –
und immerzu sind's Inder.

So kommt es, daß in Indien
(das muß man mal verkündigen)
vierhundert Millionen
Inder wohnen.

Else

Ihr lieben Freunde, legt nun Trauerbinden um
die Kragen
und so Ihr kragenlos einhergeht,
wascht Euch eine Zeitlang nicht die Häse.
Ich hab Euch etwas Trauriges zu sagen,
was Trauriges von meiner Braut, der Else.
Es war ein Mädchen, wie sie nirgends ich mehr finde,
(vergeßt es nicht, das mit der Trauerbinde).
Sie war,
und ach, mir war sie mehr.

O hättet Ihr sie lachen hören können,
die Tränen würden Euch jetzt von den Backen rennen.
Und ihre Stimme, Kinder, ihre Stimme
– gestattet, daß ich einen Augenblick in Zähnen
schwimme –!
Das, was sie sagte, war nicht immer grad' Esprit,
doch ihr Geplauder, Herrschaft, das vergeß ich nie.

Und tanzen konnte sie, Foxtrott und Jazz
(an deinem Busen war der schönste Platz).
Mit ihren Fesseln schlug sie jeden Mann in Bande
und raubte ihm das letzte Restchen vom Verstande.
Wenn sie Dich ansah, ging es Dir durch Mark und
Knochen
und außerdem verstand sie was vom Kochen.

Wenn sie vor Zorn gekocht, Ihr Lieben,
da ist kein Auge trocken geblieben.
Die Beste ihrer Art, sie mußte schwinden.
Ich glaube fast, ich werd' es nie verwinden...

Du führtest, Else, zwar ein leichtes Leben,
doch leicht war auch Dein Tod...
Viel Geist, oh Else, hattest Du nicht aufzugeben.

Geschichten von Herrn Jemand

I.

An einem Abend stritt sich Herr Jemand mit dem Polizisten seiner Kleinstadt darüber, ob die Sonne vor oder hinter der Stadt unterginge. Man muß zugeben, daß es ein seltsamer Polizist war.

Derweilen ging die Sonne stolz und majestätisch einfach unter.

In Wirklichkeit natürlich drehte sich die Erde um die Sonne herum. Wenigstens bis zum nächsten Galilei.

Herr Jemand und der Polizist kamen zu keiner Einigung. Der Polizist fühlte durch das respektlose Vorgehen der Sonne – er war dem besprochenen Problem an diesem Abend zum ersten Male nähergetreten – seine polizeiliche Machtstellung bedroht. Herr Jemand ging sinnend nach Hause. Ganz spät in der Nacht zwischen zwei Atemzügen fiel ihm ein, daß er sich zum Beweise seiner Behauptung, die Sonne ginge hinter der Stadt unter, einfach hätte herumzudrehen brauchen. „So bin ich“, schloß er traumtief, „die Umdrehung in der Umdrehung, also, wenn ich will, der Angelpunkt der Welt.“

II.

In einer späten Sommernacht froh Herr Jemand an den Beinen. Davon wachte er auf. Weil er weder auf der rechten noch auf der linken Seite wieder einschlafen konnte, beschloß er, seinen Enkeln, die im Nebenzimmer schliefen, die Geschichte von der Vertreibung Adams aus dem Paradiese zu erzählen.

Also setzte er sich auf den Bettrand seines jüngsten Enkels und hub an: „Hört einmal die Geschichte von der Vertreibung Adams aus dem Parajenes!“

„Paradieses“, verbesserten ihn seine Enkel.
„Habe ich Parajenes gesagt?“ fragte Herr Jemand, über sich selbst verwundert.
Dann begab er sich kopfschüttelnd wieder zu Bett, ohne seinen Enkeln die Geschichte erzählt zu haben.
Als ihm die ganze Bedeutung seines Versprechens aufgegangen war, fror er auch auf dem Rücken.
Und er nahm sich vor, nie wieder in der Nacht Geschichten zu erzählen, zumal, wenn er von einer Traumreise noch nicht wieder zurückgekommen war.
Um sich nicht als Großvater seinen Enkeln gegenüber des Unmutes seiner Überzeugung zeihen zu müssen.

III.

Der Herr Jemand ging abends spät durch die grünen Straßen, erläuterte mit seinem Spazierstock die nächtliche Stille und dachte an nichts, d. h. er dachte verschwommen.
Plötzlich hatte er eine Geruchsvision.
Er hatte noch nie eine Geruchsvision gehabt und wußte daher nicht, wie er sich verhalten sollte, d. h. er wußte nicht, ob er sich die Geruchsvision durch die Nase oder durch seine Augen vermitteln sollte.
Da die Geruchsvision sich nicht in Anspruch genommen sah, verschwand sie unbenutzt.

IV.

Auch diese Geschichte ist Herrn Jemand nicht passiert, sondern diese Geschichte passierte Herrn Jemand oder ganz genau: diese Geschichte passivierte Herrn Jemand.
Eines Morgens begegnete Herr Jemand einem Bekannten, der bedauerlicherweise blind war. Die beiden gingen ein Stück Weges zusammen, und als sie sich verabschie-

deten, sagte Herr Jemand (als Maß aller Dinge): „Auf Wiedersehen.“

An der nächsten Straßenecke fiel ihm ein, daß er mit seiner Verabschiedung einen Fehler gemacht hatte.

Wieder umzukehren und sich unter irgend einem Vorwand von neuem zu verabschieden, hielt Herr Jemand nicht für angängig, da die Unmittelbarkeit dieser Wiedergutmachung den Blinden erst recht verletzt haben würde.

„Nur eine gewisse Distanz, entweder durch Raum oder Zeit“, so überlegte er, „konnte die Unschicklichkeit seiner Verabschiedung verwischen.“

Da er Einstein nicht kannte, entschloß er sich für die Distanzierung durch Raum und Zeit, ging nach Hause und verfaßte einen Entschuldigungsbrief, den er in den letzten Briefkasten warf, und zwar ohne Porto.

Die mögliche Verweigerung der Annahme durch den Blinden wäre für Herrn Jemand die vollkommenste Lösung der peinlichen Angelegenheit gewesen.

V.

Herr Jemand hörte zum ersten Male in seinem Leben von der „schöpferischen Pause“.

Da er immerhin bloß der Herr Jemand war, wirkte die Mitteilung in ihm solchermaßen nach, daß er erst nach geraumer Zeit zu dem Resultat gelangte, der liebe Gott habe die Welt nicht in sechs Tagen, sondern in sechs Nächten erschaffen.

Als er diese Folgerung seinen Freunden, die immerhin bloß Freunde von Herrn Jemand waren und noch nichts von „schöpferischer Pause“ gehört hatten, mitteilte und diese Zweifel verlautbarten, führte er als Argument die Blindschleiche an.

Herr Jemand überlegte sehr sorgfältig:

Womit Herr Jemand kundtat, daß er die „schöpferische Pause“ nicht kapiert hatte, oder seinem Gewährsmann über die „schöpferische Pause“ ein nicht gerade hervorragendes Zeugnis hinsichtlich dessen pädagogischer Fähigkeiten ausstellte.

VI.

Herr Jemand hatte einen Witz gemacht. Der Witz war so ungeheuerlich, daß niemand darüber zu lachen wagte. Jeder suchte peinlich in Gegenübers Mienen nach kleinem Muskelzug, ob Augen sich fälteten... Ängstlich sehnte man Fräulein Plunders Meckern, das seiner Mißtönigkeit wegen sonst gefürchtet war, herbei. Nichts trat ein. Der Witz, der so ungeheuerlich war, daß niemand darüber zu lachen wagte, rannte sich an der Stille den Schädel ein. Herr Jemand erfaßte die Lage blitzschnell und stellte sich und die Andern auf Mitleid um. Ehrlicher ist noch nie gelacht worden.

VII.

Herr Jemand machte die für die kleine Stadt neue Mode mit und trug keinen Hut. Vier Bekannte, denen er durch ein Neigen des Kopfes einbezüglich des obersten Oberkörpers seine Wünsche hinbetreff des Tagesverlaufes zum Ausdruck brachte, grüßten nicht wieder. Drohliche Fragen tauchten vor Herrn Jemand auf. War er nicht geradesogut berechtigt, eine neue Mode mitzumachen, wie jeder Andere? Hatte man ihn nicht gesehen, schnitt man ihn? Der fünfte Bekannte ging an Betroffenenem vorüber, als ob Betroffener Luft wäre. Der Betroffene – Herr Jemand – pflegt ansonsten einen Kalabreser zu behaupten.

Es wurde ihm eine bittere Klärung, daß er nur aus einem Kalabreser bestanden hatte.

Sich zum Trost, den Andern (wie er hoffte und demzufolge glaubte) zum Ärger, sagte er sich während seines masochistischen Spießrutenganges durch die Stadt zweihundertzehnmal den schönen Satz vor:

„Ich bin ein ungewohntes Straßenbild!“

VIII.

Herr Jemand überlegte sehr sorgfältig:

1. er ist mein Freund,
2. sein Drama ist schlecht,
3. seine Feinde werden sich ein Hauptspektakel daraus machen, sein Drama heute abend auszufeuern,
4. ich bin sein Freund,
5. als wahrer Freund habe ich die Pflicht, sein schlechtes Drama nicht zu loben,
6. wenn ich es tadelte, glaubt er nicht an meine wahre Freundschaft.

So überlegte Herr Jemand sehr sorgfältig.

Abends sah man Herrn Jemand, als der Vorhang sich senkte, eine trauerumflorte D-Fuß-Flöte aus der Brusttasche ziehen und hörte, als die Feinde des Autors ihre Hausschlüssel gellen ließen, Herrn Jemand auf seiner trauerumflorten Flöte eine sanfte Arie blasen.

Im Dom zu Münster

Glocken glauben in tiefen
leisen Innigkeiten
und gleiten
an Pfeilern fließend
zu den Stufen der Altäre.
Opfer ahnen aus Blütenkelchen
wachsbleich.
Dämmerung kniet
in kargem Kerzenlicht.
Vergessenheit träum...
Die Zeit pocht hart –
Herz – schlag –
und weck die Zeit... nicht.

Coesfeld

In blauen Schleiern liegt die blasse Stadt.
Ein spitzer Kirchturm reckt
lautlosen Schrei
in einen fahlen Himmel...
Man weiß nicht:
Ist es Morgen, ist es Abend, ist Nacht...
So wesenlos, so zeitenlos,
so antwortlos, so ungefragt:
die blasse Stadt in blauen Schleiern!

Abend

Die Kerze flackt...
Ein Cello betet Bach.
Geschliffener Pokal birgt blutrot das Erinnern
Einer Liebesnacht – – – –
Wie hießest du? –
Wo war das doch?

Die dunkle Laute
Angelehnt
An palisandersamtnen Saum
Erschauernd
In vieldunklem Traum:
...Schwarzgrüne Pinie...
Giaconda...
Läßt weite Wanderfahrt durch stumme Saiten rinnen

Geschnitzte Heilige
Belächeln hölzern diese Menschenseligkeit.

Tritt leise auf

Tritt leise auf! Die Nacht beginnt.
Die dritten Sterne ziehen schon auf Wacht!

Tritt leise auf! Eh' Nacht zerrinnt
will sich Vorletztes Dir aus seinen sieben Schleiern
schämen.

Dichter

Mit seinem Herzen hausieren gehen müssen,
Jeden Morgen von neuem:
Nimm du's, nimm du's!
Nach einem Wandergenossen suchen müssen,
Den man nicht finden wird!

Frierendes Herz und suchende Augen,
Ihr lebt im Zuwenig und sterbt am Zuviel:
Heißes Herz du, und findende Augen!

Nachdichtung mystischer Lyrik aus dem indischen Mittelalter

Zwischen dem Tag und der Nacht
schaukelt und schaukelt der Geist
und alle Wesen hängen daran
und schaukeln und schaukeln und schaukeln.

Und Himmel und Erde, die Luft und das Wasser
und der Mond und die Sonne in ihren Bahnen
sie schaukeln und schaukeln und schaukeln
und Gott, der höchste Gott – –

Es schaukelt und schaukelt und schaukelt.

Kabir hat es gesehen,
wie es schaukelt und schaukelt und schaukelt
und Kabir wurde ein Knecht

*

Der Mensch: eine Puppe aus Draht und Lehm:
und tanzt.
Er lüchelt und äugt und lauscht und lügt
und – tanzt.

Er birst vor Stolz, wenn er etwas erjagt,
doch wenn der Reichtum sich ihm versagt,
beginnt er zu weinen.

Über seinem Denken, seinen Worten, seinen Taten
schwebt betörend sein Vergnügen.

Wenn er stirbt,
muß er immer wieder kommen,
bis er sterben darf.

Rav=Dās spricht: Die Welt ist Tand und Spiel.
Ich hab zu Gott geschlagen eine Brücke.

*

Gesegnet werden möge das Papier
und die Feder
und die Tinte
und gesegnet auch vor allem
sei der Schreiber:

Der den wahren Namen Gottes
schrieb mit leuchtend großen Zeichen,
der sich badete im Meere
Gottes höchster Weisheitstiefe.

Nānak spricht: In diesem Bade
liegt die Kraft
aller achtundsechzig Wallfahrtsorte.

*

Könn't ich alle Inseln
in Papier verwandeln
und die sieben Ozeane,
könn't ich sie zu Tinte färben,
schneiden wollt' ich dann aus allen Bäumen,
die der Erde je entsprossen sind,
e i n e Feder – –

und befehlen wollt' ich dann Sarásvati:
Hüterin der Wissenschaften,
schreibe, schreibe!

Aber du, o höchster Herr,
würdest auch mit diesem Lobgesange nicht erhöht.

Jack, der Aufschlitzer

Pflücke die Rose, eh sie verblüht

Augen hat das Mädchen, so wie solche,
die schon ganz früh sterben müssen,
Schwindsucht oder sowas, Bleichsucht
oder irgend was, wer kann das alles wissen...
Augen, so wie solche, die schon ganz früh sterben.
Soll ich da dem lieben Gott den Spaß verderben?

Ach ich brauche auch mal so'ne kleinen Lustbarkeiten!
Fräulein, darf ich Sie vielleicht begleiten?

Im Rosengarten will ich ihrer warten

Nicht so Eine, die auf den Strich geht
und läßt sich's bezahlen,
nee, wenn ich mal Eine von den Vornehmen
zu fassen kriege,
die sich pudern und sich die Augen bemalen,
dann wisch ich ihr bloß mit Schmirgel
oder wenn sie wirklich hübsch ist
mit Lokuspapier
die Schminke aus der vornehmen Fresse.
Weiter hab ich an dieser Sorte kein Interesse.

Der Widerspenstigen Zähmung

Vorigen Mai hab ich eine Bibelforscherin gehabt,
die brüllte wie besessen, als sie das Messer sah:
das ginge nicht und überhaupt
sei das unter anständigen Menschen nicht erlaubt
und ich wandelte auf unrechten Wegen
und wenn ich sowas wollte
dann täte sie es nicht
ohne den kirchlichen Segen!
Und als ich ihr das Messer schon eingerammt
murmelte sie noch was von Standesamt.
Da hab ich ihr die Gurgel zgedrückt
und da ist sie auch ohne den kirchlichen Segen
ganz friedlich eingnickt.

Heimliche Aufforderung

Ich könnte mit meinen Talenten
(als ich im Zoologischen Garten
vor dem Löwen stand, hab ich das gespürt)
ein enormer Kerl sein und was Richtiges leisten.
Aber ich finde für meine Ideen keine Interessenten.
Leckt mich alle in den Popo!
Berühmt, ihr Arschlöcher, werde ich auch so!

Das Vierte Reich

Wenn wir Gesprächen anderer von ferne lauschen,
weil unsre Ohren voll vom Klang der Sphären sind,
dann möchten wir mit Bäumen Zärtlichkeiten tauschen
und wünschen uns von Blumen oder Bächen wohl ein
Kind.

Weil wir mit allen so Vertraute sind,
so hören wir das Blut von allem rauschen.
Wir wissen, wo die große Quelle rinnt
und wo die Teppiche sich vor dem höchsten Tempel
bauschen.

Wir überschreiten manchmal nachts die Grenzen,
wo Ich vollendet, und wo Du beginnt;
und unsre Schritte werden ganz von selbst zu Tänzern
und unser Atem wird zu Frühlingswind.

Wir schöpfen unsre Kräfte aus den Sternen,
und wir erkennen im Verstande unsrer Herzen,
daß unser Schicksal sich vom All nicht kann entfernen.
Wir stehen lächelnd über unsern größten Schmerzen,
weil Lust und Qual in uns vereinigt sind.

*

Wie Abglanz ferner Meere liegt der Mondenschein
mir gegenüber auf den Dächern fremder Häuser –
Wo magst jetzt Du mein Ich zu dieser Stunde sein?

Ich seh' Dich stehn an einem Wegeweiser –
komm mit mir zu dem letzten Stelldichein,
komm mit, wir kehren jetzt bei uns zu Gaste ein.
Und unser Fragen, unser Antwortgeben wird ein leiser,

ein leiser Zwiegesang, ein Kinderlallen, und wir werden
wieder klein,
so klein, daß wir im Ganzen wieder als das Ganze
schwingen – –
als ob wir auferstanden von den Toten gingen.

*

– und dann wird aufgehoben alle Frist,
und jedem Einzelnen wird Überschau gegeben.
Was jetzt uns Ehrfurcht vor den Toten ist
und Scheu vor einem abgeschlossnen Leben,

das wird den Auferstandenen geschenkt als Schau,
als Überschau weit über all das Ganze,
und jeder weiß vom andern alles so genau,
als wär er selbst das Andre, Tier und Stein und Pflanze

und Mensch – und Menschen, unentzweit durch Zwist,
die so in ungezwungnem Müssen,
so einfach im Gesetze leben, daß Gewissen
mit Seinem Willen gleichbedeutend ist.

*

– und dann wird ausgetilgt sein alle List,
und keiner wird auf kleine Wunder länger warten,
wenn uns das breite Flügeltor geöffnet ist
zu jenem Raume, jenem Märchengarten,

der Wirklichkeiten, die uns jetzt noch Wunder dünken,
weil unsre Sinne sich noch nicht in Übersinnlichkeit
erhoben
und weil uns jetzt von ferne nur die Sterne blinken,
die dann uns Heimat sind, in jener Mitte zwischen
unterhalb und oben.

Aus der Zeitschrift *Simplicissimus*

Zeitsparende Erfindungen

Das ist ein Unfug jetzt mit diesen neuen sogenannten „zeitsparenden“ Erfindungen, mit diesen Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens – ein Handgriff und schon – diesen Stockgriffen, die auch als Zigarettenetui zu verwenden sind, diesen Tabakspfeifen, mit denen man zugleich Fieber messen kann, diesen Briefmarkenanfeuchtern, die man, wenn man gerade keine Briefmarken anzufeuchten hat, als Sockenhalter tragen kann! Das ist schon ein ganz verdammter Unfug mit diesen zentaurenartigen, janusköpfigen, hermaphroditischen Nichtfischnichtfleischerfindungen, diesen zeitsparenden Gebrauchsgegenständen!!

Ich habe so einen briefmarkenanfeuchtenden Sockenhalter gekauft. Nicht weil ich ihn tragen wollte, sondern weil ich ihn in Mc’Pies schenken wollte. Die sind ganz versessen auf solche Erfindungen. Man weiß, daß das Haus von Douglas Fairbanks und Mary Pickford in Hollywood, das Haus Pickfair (auch so eine zeitsparende Erfindung, dies Wort; mit diesen zusammengezogenen Wörtern kam der Unfug in die Welt) voll von solchem technischen Schabernack ist.

Der alte Mc’Pie hat den törichten Ehrgeiz, es mit der technischen Ausstattung und Vereinfachung seines Heims dem Hause Pickfair nicht nur gleichzutun, sondern das Haus Pickfair bei weitem zu übertreffen. Sein höchster Traum ist, Douglas Fairbanks eines Tages einzuladen und zu erleben, daß Douglas Fairbanks glatt auf den Rücken fällt vor Staunen.

Wenn man bei Mc’Pies die Haustür aufmacht, so fallen zwei eiserne Haken aus der Wand und reißen einem den Überzieher vom Leibe. Wer den Trick noch nicht kennt, bekommt einen tödlichen Schreck und von sieben bei

zehnmal wird einem der Kragen samt Schlips ebenfalls ausgerissen. Der Schirmständer ist eine Kombination aus Gläserpülmaschine (wozu? wozu? fragt man sich, wenn man es sieht) und Bienenkorb. Mit lebenden Bienen drin. In den Flügel von Mc'Pies, der selbstverständlich elektrisch betrieben werden kann, ist eine Addiermaschine eingebaut, so daß man am Schluß einer Piece von Chopin oder Beethoven genau feststellen kann, wieviel Töne das betreffende Stück hat, ohne erst mit einem Bleistift alle Noten nachzählen zu müssen. Die Mc'Pies wetten nämlich immer. Manches ist ja ganz praktisch bei Mc'Pies.

Mit meinem Briefmarkenanfeuchter habe ich keine gute Figur gemacht. Ich wollte Mrs. Mc'Pie damit überraschen. Aber es entstand eine peinliche Stille, als ich mich anbot, Mrs. Mc'Pies Briefmarken zu befeuchten und dabei in meine Hosenbeine griff.

Es ist aber nicht deswegen, weshalb ich nicht mehr zu Mc'Pies gehen kann. Das hat einen anderen Grund. Die Sache war so: ich mußte mal wohin. Dort funktionierte das elektrische Licht nicht. Ich drehte an dem Schalter. Kein Licht flammte auf. Nun, sagte ich mir, die Mc'Pies brauchen für ihre technischen Kinkerlitzchen so viel Strom, daß sie irgendwo sparen müssen. So gut es ging, fand ich mich im Dunkeln zurecht.

Einen Tag später habe ich dann erfahren, daß der gewisse Ort bei Mc'Pies durch einen elektrischen Schalter in eine mit Luftdruck betriebene Teppichklopfmaschine umgewandelt werden kann. Dieses habe ich erfahren, weil Mc'Pies nämlich an dem betreffenden Tage, wo ich es erfuhr, ihren Teppichklopfer benutzt haben.

Mc'Pies haben wiederum erfahren, daß ich ihren Teppichklopfer benutzt habe. Und deswegen kann ich nicht mehr zu Mc'Pies gehen. Aber soweit ich den alten Mc'Pie kenne, wird er mir die Rechnung für den Teppich schicken.

Reisebilder

Herbsttag / Batterseapark (London)

So bitter schmeckt die Luft.
Die Blätter rieseln.
Was bunt war, ist versteinert in den nassen Kieseln.
Und morgen ist die Erde eine feuchte Gruft.

Ja, morgen wird die Welt sich selbst begraben
und alles wird erstarren und erkalten.
Die Kinder, die am Tore spielen, haben
in ihren Augen schon die ganze hoffnungslose
Häßlichkeit der Alten...

Am Ufer der Cam / Cambridge

Nun haben hart und kalt Novemberschauer
die letzten Bäume kahl gefegt. Ein schmutziggrauer
und niedrer Himmel regnet endlos Regen...
Es will sich nichts in uns bewegen.
Wir treiben einem dunkelen Geschick entgegen,
wie jene Blätter, die der Wind verstreut –
Wir treiben willenlos der Unerbittlichkeit entgegen,
die uns zerstört – und uns vielleicht erneut.

Blick durch ein verregnetes Atelierfenster / Weimar

Der Regen rinnt, der Regen rinnt.
Es weint in mir ein Kind, ein Kind

das es sich nicht erklären kann
wie Jemand als erwachsener Mann

so traurig ist, wie Kinder sind
wenn Regen rinnt, wenn Regen rinnt.

Aschermittwoch / München

Die Lustigkeit fiel von den Wänden ab,
so tonlos, polternd und fahl,
als fielen Schollen in ein Grab
auf eine tote Qual.

Sie kehlten ihre Traurigkeit ab
mit Schrein und saurem Wein
und mit verzweifelter Tanztrippeltrab
und mit Heiße und Lustigsein.

Und die Nacht war so lang wie die Traurigkeit groß
und beides wollte nicht enden.
Zuletzt kam nichts mehr vom Boden los,
und nichts mehr fiel von den Wänden.

Sie zogen ihre Verzweiflung aus
und hockten in nackter Wut
wie Stacheln zerschossenen Drahtverhaus –
und die Dämmerung kroch wie gespenstiger Graus
um das Haus, in den Saal, in ihr Blut.

Auf der Landstraße hinter Innsbruck

Wir fahren müd mit müdem Pferd;
der Schnee deckt alles Feld.

Die Bauern sitzen hinterm Herd
und zählen heimlich Geld.

Kein Vogel singt, still ist der Wald,
die Tannen tragen schwere Last.
Wo kommen wir heut nacht zur Rast?
Die Flocken fallen dicht, und bald
hat nichts mehr Sinn, nichts mehr Gestalt...

Eine Blume in einer „Guten Stube“ / (Münster i. W.)

Eine Blume, der man nicht mehr ansieht,
welcher Art sie war,
grübelt hier in einer weißlackierten Etagère.

Als sie blühte, blühte sie ins Leere,
blaß wie Wachs und so als ob sie künstlich wäre.

Andrer solcher Blumen Schicksal ist es, den Altar
einer feiertäglich hergerichteten Kapelle auszuschnücken;
anderer solcher Blumen Schicksal ist es, zu ersticken
in dem Weihrauch, der zu Gottes Ehre
in die Höhe wirbelt. Sie verblühte nur ins Leere.

Über die Grenze / Der Wanderzirkusdirektor

Am grauen Alltag darf er buntverkleidet durch die
Straßen reiten
mit der Trompete auf der Hüfte, und mit Schellenklirren;
ein Herold seines Pferdeschwanzes, mit Geschmetter
kündend nie geseh'ne Herrlichkeiten,

die heut zum ersten Male in Europa das Vergnügen und
die Ehre haben, sich zu produzieren.

Es ist ihm ganz vertraut, daß er allüberall das Staunen ist;
auch daß er fremd bleibt, fast unheimlich, weiß er –
selbst wenn Kinder lachen
und Frauen schämig schauen und wenn Bauern plumpe
Witze machen
von hungerigem Zirkusvolke, das Kaldaunen frißt.

Er schaut herab und kennt die Welt von oben nur,
vom Pferd, vom Turmseil und vom Lufttrapez,
im Sprung, im Tanz, im Wirbel, ohne Schwergesetz
und ohne Zweck. Ein Zeiger ohne Uhr, ein Pendel ohne
Schnur

nur festgehalten in dem engen Zirkusreise
als Klügster zwischen August und Bajazz.
Und Kinder lachen, Frauen lächeln und die Bauern
grinsen, weil er nicht von ihrer Art und Weise.
Und immer sitzt ein Feldgendarm ganz vorne auf dem
ersten Platz.

Deya / Mallorca

Fremd sich selbst und fremd den andern Dingen
wanderte die Straße auf den Klippen mit uns
meerentlang.
Mädchen, die nicht aufsahen als sie uns vorübergingen,
summten ganz für sich zu ihren Schritten einen fremden
Sang.

Alles war in sich verschlossen und wie ohne Farben,
um uns fremder noch zu scheinen als es war.
Wie wir auch um dieses Fremde und Entfernte warben,
alles blieb, als wär' es erst im nächsten Jahr.

Alte Steine hielten stumme Wacht an tiefen Schluchten
und ein Banges
schwebte über einer unerreichbar hochgetürmten Stadt
auf einem Felsenschwung –
aber als der erste Strahl des Sonnenunterganges
wie des Engels Gnadenschein auf Bildern der
Verkündigung

über diese Landschaft fiel, da wurde alle Ferne uns zu Nähe.
Wir ertrugen unsre Herzen wie ein bittersüßes Wehe
und wir warteten des Wunders, das geschähe
wie die reifen Ähren auf den Schnitter warten, der
sie mähe...

Agrigento

Die Luft floß weich um diese Hügelhänge
(die hoch auf steilen Felsen eine Schäferlandschaft
schienen)

als ob sie lose Bücherbänder schlänge
für all die Worte nie geschriebener Gesänge
aus den Papyrusstauden unten an den Dünen.

Doch wenn Du weitergingst und höhersteigend
den Gipfeln näher kamst, die von der Schäferlandschaft
Dir verborgen,
dann wurde alles still um Dich und schweigend,
und über viele Zeit hinüberneigend
empfangen Dich die Tempel, drinnen nichts mehr
gestern war und morgen.

Und scheu tratst Du in diese zeitenlose Stille
und schauernd fürchtetest Du Dich vor diesen leeren
Ewigkeiten
und hofftest, daß sich irgendetwas jetzt erfülle,
ein Wunsch, ein Gott – und sei's auch nur im Zirpen
einer Grille –
um nicht aus diesen wandellosen Räumen in das
Wesenlose abzugleiten.

Denn zwischen diesen Steinen warst Du ganz allein
und hattest nichts Dich festzuhalten, als den offenen
Himmel.

Die Säulen waren braun und glatt wie altes Totenbein;
nichts lebte hier, nicht einmal Pilz und Schimmel.

Das alles hatte sich schon einmal selbst begraben
und wollte, ganz vollendet, weiterleben nur als Grund in
Gründen –
und stand nun, wiederaufgerichtet, abgebrochen und
erhaben
und konnte nicht mehr in die Höhe finden...

Stiftsgarten in Santa Chiara / Napoli

Man sah sie nicht. Sie lagen wohl und hielten
Siesta auf geblühten Sofas; doch ihr Wesen und ihr
Denken
ging durch die Laubengänge ihres Gartens in verspielten
Majoliken auf sanft zerbröckelnden und paarweis
gegenübersteh'nden Bänken.
Man sah sie nicht, die alten Fräulein – die nie Frau'n
geworden,
weil irgendetwas dumpf in ihnen blieb und ohne Fragen,
so einsam einzeln wie die Töne in den alten
Clavichorden,
die nicht mehr weiterklingen, wenn die Tasten nicht
mehr schlagen –
man sah sie nicht die alten Fräulein dieses Stiftes;
doch denk ich mir, wenn sie in ihrem bunten Garten sich
ergehen,
daß sie dies tun wie Fürstinnen, die ein verbrieftes
Recht üben, dessen Satzung sie nicht ganz verstehen.
Und manchmal werden sie die unberührte Zartheit ihres
Handgelenks betrachten
und drüber sinnen, wozu Handgelenke eigentlich
erschaffen sind...

Dann mögen sie ein ganz verschollnes Armband aus
Smaragden
wohl aus der Truhe holen und die Handgelenke
schmücken wie zur ersten Kommunion ein Waisenkind.
Auch denk ich, daß sie manchmal, wenn sie, um die
Stiefelchen zu schließen
die langen Röcke lüften und wie Fremdes ihre schmalen
Fesseln sehen,
ein wenig lächeln müssen und den Grund dafür nicht
wissen. –
Da draußen ist so Vieles, was sie nicht verpaßt,
geschehen:
Sie lebten ihre kleinen Freuden wie sehr große Wonnen
(die Welt ist schnell erfüllt in diesen hohen Mauern)
und ihre kleinen Traurigkeiten wurden wie das
namenlose Leid von jungen Nonnen,
die am Karfreitag um den toten Heiland trauern.
Und so ist alles schon ein wenig jenseits und entrückt,
was diese alten Fräulein tun und wie sie gehn und
stehenbleiben;
und ihre Jahre werden jährlich wie an alten Kleidern
neue Säume angestückt,
und nie wird Gott sie aus dem kleinen Paradies
vertreiben.

Vom Garten der Villa dei Pazzi aus / Zwischen
Firenze und Fiesole

Glaubt mir, es gibt im Tale von Fiesole geheimnisvolle
Nächte
in denen die Olivenbäume singen können.
Zu deren Singen tanzen zwischen Wein und Korn dort
ungebannte Mächte,
die sich als Opfer für sich selbst auf einem alten
Steinaltar verbrennen.
Und wenn Ihr, überwach dem vollen Mond
anheimgegeben,
dem Singen nachgeht, das wie Blut in Euren Lenden
lebendig ist, so seid Ihr plötzlich mit im Reihen und im
Weben
der ungebannten Geistermächte und Ihr müßt Euch
mitverschwenden.
Gedanken werden unstillbare Leidenschaft in diesen
Nächten
und Eure Herzen schellen wie zersprungnes Glas im
Widerklang vom Weltenraum
und jede Pinie wird ein riesengroßer Lebensbaum
und Gott erwacht aus seinem stillen Sternentraum
und gleitet nieder in die Florentiner Stadt auf einem
Wolkensaum
und hilft den Huren ihre loderroten Haare flechten.

Bunte Abende für den Rundfunk

Die große Herbstnotenschau 1937

*Eugen Wolff: Ouvertüre: „Die schöne Galatee von Suppé“
Auftakt, aufgeteilt zwischen dem Herrn im Cutaway und
der Modekönigin: Klaviermusik von L. Kusche*

Modekönigin: Jetzt sind sie wieder da, die neuen
Herbstzeitmoden!

Herr im Cutaway: Jetzt ist sie wieder da, die int'ressante
Zeit!

Modekönigin: Ob Tangoseide, Walzer-Crêpe-de-
Chine, ob Wechselschrittler-Loden –

Herr im Cutaway: Verehrtes Publikum, geehrte Hörer-
schar, jetzt ist's soweit!

Modekönigin: Wir bringen heut' die neuen Creatio-
nen,

Herr im Cutaway: Wir zeigen Altes ebenfalls, – und zei-
gen's gern,

Modekönigin: Denn Manches, was die Kompo-
nisten heute neu vertonen,

Herr im Cutaway: Das war schon mal in grauer Zeit
modern!

Modekönigin: Wir zeigen heute lauter süsse Sachen

Herr im Cutaway: Aus unserer großen Musterkollektion;

Modekönigin: Sie brauchen nur die Ohren auf-
zumachen,

Herr im Cutaway: Dann hör'n Sie unsere Notenschau in
Wort und Ton

Modekönigin: Wir lassen nur das Beste heut' vor-
überziehen!

Herr im Cutaway: Sie suchen sich was Passendes heraus!

Modekönigin: Sie brauchen sich in keiner Weise zu
bemühen...

Herr im Cutaway: Wir kommen ja mit unserer Notenschau direkt ins Haus!

Beifall

(Xylophon mit Eugen Wolff, schnelle Nummer)

Begrüßungsbeifall, Ahhhh, etc. pp.

Der Herr im Cutaway mit Klaviermusik von L. Kusche

Herr im Cutaway:
O Damenwelt, o Damenwelt,
Ich bin für Sie hierhergestellt,
Ich bin wie aus dem Ei gepellt...,
Ich bin gepellt wie aus dem Ei –
Ich bin der Herr im Kuttawei!

Was tu ich hier im Kuttawei?
Ich führe vor, was gut und neu,
Ich führe vor den letzten Schrei
Der Moden unserer Notenschau,
In grün und gelb und grau und blau!

Da stehn sie schon, die Puppenfee'n;
Es ist ganz herrlich anzuseh'n,
Wie sie sich in den Hüften dreh'n,
Mal links, mal rechts, mal rechts, mal links –
Und das sind unsere Mannekings!

Das Neu'ste führt man Ihnen vor
Direkt für Ihr geehrtes Ohr,
Mit Alt, Sopran und mit Tenor;
Und wenn Sie was Besond'res hör'n
Und sagen: „Ja, das möchte' ich gern“ –
Dann wenden Sie sich ohne Scheu

Nur an den Herrn im Cutawawai!

(Kapelle: Tusch, Beifall)

Herr im Cutaway: Achtung!

(Trompetensignal)

Soeben ist die Königin der Mode hier im Saale
angekommen!

(Trommelwirbel mit nachfolgendem Paukenschlag)

Soeben hat die Königin der Mode auf dem Throne Platz
genommen!

Ich bitte jetzt, geschätzte Hörer und auch Hörerinnen,
Um Ihr geneigtes Ohr, die weil wir nun beginnen! –
Ihre Majestät, die Königin der Mode, wird nunmehr die
große Herbstnotenschau 1937 persönlich eröffnen.

(Großer Begrüßungsbeifall, Tusch)

Modekönigin mit Klaviermusik von L. Kusche

Modekönigin:
Ich bin die Königin der Mode,
Ich herrsche unumschränkt in meinem Land,
Und meine Modelaune wird Methode,
Sobald ich winke mit der Hand!

Wenn ich mal Hütchen will, so klein wie Knöpfchen,
Dann setzen alle Frauen solche Knöpfchen-Hütchen sich
auf's Köpfchen!

Ich bin die Königin der Mode,
Und ich regiere, wie ich will, in meinem Land,

Denn jede meiner Modelaunen wird Methode,
Sobald ich winke mit der Hand!

Wenn ich es will, wird Pappkarton modern mit
Biberkragen,
Und alle Frauen werden Pappkarton mit Biberkragen
tragen!

Ich bin die Königin der Mode,
Und Ihr seid meine Untertanen unbedingt;
Was meine Laune war, das wird Methode,
Sobald die Modekönigin das Szepter schwingt!

Und seien es die allertollsten Launen –
Die Mode siegt – Ihr tragt's, und laßt
Euch gern bestaunen!

Ich bin die Königin der Mode,
Ich herrsche unumschränkt in meinem Land,
Und meine Modelaune wird Methode,
Sobald ich winke mit der Hand!

Was mir auch einfällt, selbst wenn es total verrückt –
Ihr seid – Ihr seid auf jeden Fall entzückt!!

Beifall

(Eugen Wolff: Spezial Arrangement 4-6)

Herr im Cutaway:
Wenn wir in alten Notenkatalogen lesen,
Dann seh'n wir mit Erstaunen, was vor ein'gen Jahren
Mode ist gewesen.
Entsinnen Sie sich beispielsweise noch der Zeit der
kurzen Röcke?
Es war die Zeit der allgemeinen Inflation,

Man hatte wirklich außerordentliche Sitten und
Geschmäcke,
Es herrschte in der Notenwelt ein sonderbarer Ton.

Banknoten, zum Exempel, fielen ganz rapide;
Es fiel auch sonst noch allerhand im Land;
Die Zeit war morsch und alles war morbide
Und gar nichts hatte – wir Ihr's hört an diesem Liede
Und gar nichts hatte mehr Bestand

Stauenendes Gemurmel

*(Alt: „Die gefallene Aktie“ mit Kapelle Eugen Wolff, Text:
P.P. Althaus; Musik von L. Kusche)*

Beifall

Herr im Cutaway:
Das waren Zeiten, so um 1921/22 – –
Sie sagten, alles sei in Butter –
Doch die Butter, die war ranzig!

Beifall

In der Traumstadt

In den Gassen einer Traumstadt,
einer Traumstadt in der Morgenschlummerzone,
höre ich zuweil' auf einem Jazzbandkakophone,
(das zur Unterstützung einen
Militärkapellenschellenbaum hat),
schrill gewiehert und gescheppert einen grellen
Gassenhauer.

Alle Traumstadtbürger fassen Schauer,
doch mich nie.

Denn ich weiß, daß diese Gassenhauermelodie
jedesmal sich aus den Gassen auf den Mozartplatz verirrt,
dorten kleinlaut wird und jäh verklirrt
in verwirrt unmöglichen 6/7 Takten unversehens
an dem Denkmal Wolfgang Amadeens.

Für H. G.

*

In der Traumstadt ging die letzte Hure
morgens früh und müde und ganz ohne Laster;
in der Traumstadt fuhr ein Leichenkutscher, noch mit
leerer Fuhre,
langsam holpernd übers Kopfsteinpflaster.
Und das Mädchen dachte seiner Schwären – – –
und der Leichenkutscher zügelte die Mähren,
und er sagte: „Mademoiselle, si vous voulez –?“
Und das Mädchen nickte zweimal: „Oui, monsieur,
warten Sie, ich hole nur noch schnell mein gutes
Négligé.“

Durch die Traumstadt geht ein Engel;
geht mit weißem Hemd und Flügeln,
geht ein Engel durch die Traumstadt,
und mit einem Lilienstengel
als Spazierstock geht der Engel
und er bringt hier in der Traumstadt
sein Reservehemd zum Bügeln.

Weiter soll er nichts, der Engel;
nur sein Hemd zum Bügeln tragen
soll der Engel in der Traumstadt;
was es kostet, soll der Engel
sich im Traumstadtkirchensprengel
vom Kaplan, der dies geträumt hat,
geben lassen und soll sagen:

„Einen schönen Gruß von Käthchen,
der Kaplan würd' sie scho kenna:

Katharina von Siena,

Heilige der Wäscher mädchen.“

Für T. E.

*

Wenn ich endlich einmal wüßte,
wer das schöne Fräulein ist,
das auf einer Bank im Parke
meiner Traumstadt sitzt und liest –

liest in einem Band Gedichte.
(Die Gedichte sind von mir.)
Ist es eine Kunststudentin,
Malerei, Gesang, Klavier?

Oder zaubert sie Kostüme,
oder formt sie kühne Hüte?
Oder faßt in Gold und Platin
sie Smaragde, Chrysolithe?

Manchmal mein' ich, ihre Hände
hätt' ich früher schon gesehen --
Meiner Mutter Ohrgehänge
waren zwei Beryll-Kameen,
meines Vaters Halstuchnadel
war ein roter Karneol.
Edelsteine haben Kräfte:
grüner Pol und roter Pol.

Meergrün sind des Mädchens Augen
und kornelienrot ihr Haar
Meine
kleine
Schwester ist es,
die
nie
hie
auf Erden war.

Für H. S.

*

In der Traumstadt hatte sich des Nachts ein Kind
verlaufen,
und es wußte nicht den Weg nach Haus, das kleine
Mädchen;
es verhäkelte sich immer wieder in den
Schnürbandschlaufen
seiner Schühlein, wie ein Käferchen in Spinnenfädchen.
Und es weinte sehr, das Kind, das sich verloren,

weil es nicht mehr wußte, wie die Mutter aussah im
Gesicht.
In der Finsternis begegnete es einem Mohren,
der noch schwärzer als die Nacht war; und man sah ihn
nicht.

Dieser nahm das Kindlein, das verirrte,
auf den Arm und trug es zu Bianca Chlorodont,
die mit ihren zauberhaften Zähnen alle Welt verwirrte
und mit ihrer Haare mondenfarbnem Blond.

Lang schon liebte sie der Mohr auf seinen dunklen Pirschen
im geheimen durch die Ladenfensterscheibe;
und er küßte durch die Glaswand ihre offenen Kirschen-
lippen, und er sog die Seele ihr aus dem Reklameleibe.

Und er sagte: „Sieh, ich habe dir – wie soll ich es dir
sagen – ? –
– habe ohne Mutter dir ein Kind gebracht –
und das möcht’ ich unters Herz dir tragen –“
sprach der Mohr, der schwarze, durch die Scheibe aus
dem Schacht der Nacht.

Allsobalde kam ein sonderbares Beben
in das blonde Chlorodontplakat.....

So erhebet nächtlich sich das Leben
in der Traumstadt aus den Wurzeln ins Quadrat.

Dr. Gradus ad Parnassum

In der Traumstadt, durch die Notenschreibergasse,
rennt des Nachts ein langer spindeldürrer Klavierist,
fragend einen jeden nach dem nächsten Wege zum
Parnasse.

Einer sagt ihm, einfach so zum Spafse,
oder auch in seiner Eigenschaft als Optimist,
daß es gleich hier um die Ecke ist.
„Ah, gleich um die Ecke!“ sagt der Klavierist, der
spindeldürre, lange,
stürmt prestissimo und nicht bemerkend, daß man ihn
geneckt
(seine Künstlermähne flattert wie das Fahnentuch an
einer Stange)
zu der nächsten Ecke – und da wird ihm angst und bange,
denn er sieht, daß hinter dieser Ecke, wo er eben angeeckt,
mindestens ein Dutzend weiterer Ecken sich versteckt.

Und es schwant dem Klavieristen: Diese Auskunft war
nicht richtig!
„Bitte, können Sie mir sagen –“, fragt er eil'ge Leute,
deren Weg er hemmt;
denen aber ist ein gänzlich andres wichtig
und ein jeder sagt auf seine Weise – höflich oder
unwirsch oder wirsch und flüchtig
(sieht der Fragesteller doch so aus, als hätt' er nur e i n
Hemd):
„Gradeaus“ – „die erste Straße links“ – „ich bin hier
selber fremd!“
„Ja, gewiß doch, aber ich bin eingeladen von den
Göttern des Parnaß,
dort meine hohe Kunst zu zeigen auf den Tasten,
meine Fingerfertigkeiten, die ich ohne Unterlaß
übte, mit der rechten im Diskant und mit der linken
Hand im Baß,

forte und piano auf dem schwarzen Tastenwunderkasten!
Sehen Sie, ich musizierte schon vor Potentaten und
Dynasten,
aber heute soll ich –“, sagt der Klavierist, doch da ist
niemand mehr,
den er könnte nach dem Wege zum Parnasß befragen;
es ist spät, die Straßen sind jetzt alle menschenleer,
und so steht er ganz alleinig auf dem mondenhellen
Asphaltteer,
grade unterm Großen Bär, genannt der Große Wagen –
ein gespenstiger Laternenpfahl mit Kalabreser und mit
Regenkragen.....

Plötzlich schnauzt ein grimmer Schutzmann: „Gehn Sie
weiter!“
Und da holt der Klavierist erschrocken aus der Tasche
ein Klavier,
baut aus Achteltönen blitzschnell eine Dur- und
Molltonleiter,
klettert mit spinetten Beinen eilends hoch, und ganz
oben speit er
auf den Schutzmann und verschwindet aus dem
polizeibeamtlichen Visier.

Jener Schutzmann zeigte später im Revier die Mütze mit
der Spucke:
„Hier, dies hier ist vom Großen Wagen Wagenschmier!“
Lange sah es an und ernst der vorgesetzte Kommissär;
und er sagte endlich: „Wagenschmeer? Nein das ist
Bärendreck vom Großen
Bär!“

Daß der Klavierist zur rechten Zeit auf dem Parnasse
eingetroffen,
steht bei der Geschwindigkeit, die er entwickelte, zu
hoffen.

Aus demselben Grunde ist auch zu gewärtigen,
daß die Götter sehr zufrieden waren mit der Kunst des
Fingerfertigen.

Serenade to the Doll

*

In der Traumstadt, in der Rue de Grand Guignol,
klopft ein schönes Fräulein leis' an eine Fensterscheibe,
flüsternd: „Let me in, I am the little doll,
look at me – ich habe Sägemehl im Leibe!“
Und dann öffnet sie ihr Mäntelchen aus Mausepelzchen
und läßt sehn, was sonst dem Liebsten nur vergönnt zu
schaun;
nackicht ist sie von den Füßen bis zum Hälschen,
und am ganzen Leibe ist sie milchnußschokoladebraun.
Und es scheint, man habe schon auf sie gewartet,
denn es öffnet sich von selbst die grüne Türe mit dem
goldnen Wappen;
es empfängt das Fräulein ein Portier, der blaubebartet,
und dann fällt die Türe zu, mit leisem Schnappen.
Plötzlich sitzt das Fräulein zwischen lauter Schnüren,
und an diesen zappeln lauter Polcinelle;
lächelnd lauscht das Fräulein deren Liebesschwüren
und es spielt dabei mit einem
scharfgeschliffenen Skalpelle.
Und dann sterben alle Polcinelle auf der Stelle,
weil das Fräulein ihre Liebe nicht erhört,
sondern mit dem scharfgeschliffenen Skalpelle
blitzschnelle durch der Polcinelle Lebensfäden fährt.
In dem Hause in der Rue de Grand Guignol
spielten sie dies sonderbare Spiel schon oft:
Wenn der Concierge mit dem blauen Barte sagt:
„Pascholl!“
kommt der Schnitt, – erwartet, aber unverhofft.

In der Traumstadt, in der Rue St. Hyazinth,
wohnt ein Mann, von dem sie sagen, daß er spinnt...
Immer wieder spinnt er neue Fäden für die Polcinelle –
und in seinen Mußestunden schleift er die Skalpelle.

*

In der Traumstadt ist ein Lächeln stehn geblieben;
niemand weiß, wem es gehört.
Und ein Polizist hat es schon dreimal aufgeschrieben,
weil es den Verkehr, dort wo es stehn geblieben, stört.

Und das Lächeln weiß auch nicht, wem es gegolten;
immer müder lächelnd steht es da,
kaum beachtet, und gescholten
und geschubst und weggedrängt, wenn ja.

Langsam schleicht es sich von hinnen;
doch auf einmal wird es licht verklärt
und dann geht es ganz nach innen –
und du weißt, wem es gegolten und gehört.

Für A. N.

*

Als ich einmal aus der Traumstadt rückgekehrt,
in der kühlen Frühe, um die Zeit der Morgenröte,
da begegnete mir hoch zu Pferd
Seine Exzellenz der Herr von Goethe.

Zwar, ich wußte: Dieses ist Chimäre,
aber dergestalt, daß Goethe wirklich war und ich
wenn der Dichter mich bemerkte im Gesicht. nur wäre,

Doch der Herr Minister sah mich nicht.
Eckermann hingegen, Eckermann, der mit ihm reiste als
Begleiter,
sprach mich an und sagte freundlich: „Guten Tag,
Herr Dings!“
Und er schenkte mir drei Sprossen von der Ruhmesleiter
Goethes, die er wie ein Schießgewehr trug, auf der
Schulter links.
Dann entschwanden beide in dem hohlen Wege hinter
Pappeln.
Lange hört' ich noch die Pferdehufe trappeln.
Später ward ich dann gewahr,
daß das Pferdetrappeln Regen war.
Für die Künste waren damals Zeiten zum Erbärmen,
und so schenkte ich die Ruhmesleitersprossen Frieda
Muse, einer armen Frau, daß sie Suppe kochen könne
oder bloß sich wärmen.
Ob sie aber überhaupt noch fror und nicht schon
tot war, weiß ich nicht genau.

In der Traumstadt, in der Dreizehnmännnergasse,
wo der schon seit fünfzig Jahren trockne Brunnen steht,
wohnt in einem engen, schrägen Dachgelasse
nah am immertrüben Himmel ein Poet,

ein schon älterer Poet, den seine Muse
lange nicht mehr küßte auf die Dichterstirn;
in Ermanglung dessen schürft er oft verzweifelt in dem
Gruse
abgelegter Geistesblitze, die in seinem Hinterhirn

irgendwo verwittern; doch er findet
nichts, was ihm zum Dichten Anreiz gibt;
keiner von den abgelegten Geistesblitzen zündet,
denn die Muse ist nicht mehr in ihn verliebt.

Und so schreibt er einen Abschiedsbrief an seine Muse:
Einer, der schon tot sei, lasse herzlich grüßen,
denn derselbe werde sich mit einer Arkebuse – –
Aber, als er „sich erschießen“ schreiben will, da sprießen

plötzlich um die Arkebuse Assoziationen: Wilhelm Tell –
Apfel – Schiller – Äpfel, faule, – Schreibtischladenmief – –
„Halt!“ gebietet sich der Dichter, „nicht so schnell!“
und er atmet dreimal tief, zerreißt den Abschiedsbrief,

und dann eilt er zu der Traumstadtobstfrau
(Witwe Schmitz aus Leverkusen).
Diese aber wußte schon, weshalb der Dichter zu ihr kam;
gab sie ihm doch gleich vier Dutzend faule Pampelmusen,
die der Dichter wortlos dankbar an sich nahm.

Fort an hat der Dichter dann gedichtet
und gedichtet und gedichtet und gedichtet,
wie gemeinhin nur ein Mensch mit Bitterwasser und
mit Rhizinus im Leibe irgendwas verrichtet.
Doch es wurde keines seiner Werke auf dem
Büchermarkte je gesichtet.

Vor dem Schlafgemach der Gräfin Ete la Peutête
steht ein riesenhafter Neger,
und er spielt auf einer sonderbar geformten Schnabelflöte
Schnabelflötenwiegenlieder von Max Reger.

Und die Fremden, welche durch die Traumstadt reisen,
fragen sich verwundert, was des Negers Tun bedeutet,
wenn der Schwarze, bald mit lauten Tönen, bald mit leisen,
flötend vor dem Schlafgemach der Gräfin auf und nieder
schreitet.

Sei's den Fremden mitgeteilt: Der Neger muß
geträumten Schlangen,
die der Gräfin Ete la Peutête Schlummer stören –
daß es ihnen nicht gelinge, in die Kemenate zu gelangen –
muß der Neger sie, die Schlangen, mit dem Flötensang
beschwören.

Und die Gräfin Ete la Peutête träumt zufolgedessen
statt von Schlangen von dem Schlangenbändiger,
hingegen, selig, namenlos und selbstvergessen,
und wahrscheinlich noch viel unanständiger.

In der Traumstadt hat in einer stillen Seitengasse
sich ein sonderbarer Schneider etabliert,
der statt Schere, Zwirn und Nadel eine grinsende Grimasse
auf dem Firmenschild an seinem Laden führt,

denn er fertigt keine Kleider,
sondern ist als Spezialist – Grimassenschneider.

Als ein solcher schneidert er für Kunden,
die nur dumm sind ohne den dazu gehörigen Stolz,
innerhalb von vierundzwanzig Arbeitsstunden
ein Gesicht, das ehern ist. (Die billigen aus Holz.)

Kein Int'resse hat er für die Schulterbreite seiner
Kundschaft und den Umfang des Gesäßes,
for he is a man who only makes grimaces.
(Fashionable faces.)

Je nach Auftrag macht er joviale oder tief beseelte Züge
(ohne jegliche Kosmetik selbstverständlich, ohne Salben,
ohne Spritzen);
anderen Bestellern, mit sich unzufriedenen,
ein stilles Selbstgenüge
und so weiter. Das Geschäft geht glänzend. Oben in
der Werkstatt sitzen
neun Gesellen, die nichts andres tuen als zum bösen
Spiel die guten Mienen machen.
Und der Chef kommt manchmal rauf und bügelt
eigenhändig sein Reklamelachen.

PS.
Auch vermietet, dieses wär' noch zu ergänzen,
der Grimassenschneider Leihgesichter;
untertänige für Audienzen, täuschend teilnehmende
für Condolenzten –

und zum halben Preis Charakterköpfe für verkannte
Dichter.

PS. zum PS.

Viele laufen so herum (bedient von dem Grimassen-tailor),
die in ihren Rollen sich sehr wohl zu fühlen scheinen;
leider aber haben alle einen kleinen Schönheitsfehler,
und den haben sie gemeinsam mit den edlen Etiketten
auf geringen Weinen.

*

Es gehen Schritte durch die Nacht,
laute und hallende Schritte;
ein Fuß geht rechts, ein Fuß geht links,
und einer geht in der Mitte.

Sie gehen Schritt vor Schritt, die drei,
auf einmal bleiben sie stehen;
ich warte – sie kommen – sie gehn vorbei –
sie gingen auf den Zehen.

Sie kehren um – sie trennen sich –
und kreisen mich langsam ein –
das linke von rechts – das rechte von links – –
von vorn das mittlere Bein – –
Ich höre einen Mädchenschrei,
der jauchzend weint und weinend lacht
und dann erstickt im Nebelbrei –

und weiter tapfen die Füße, die drei
durch die Nacht – durch die Nacht – durch die Nacht –

In der Traumstadt gibt es einen Wartesaal;
drinnen sitzen Leute, welche warten.
Manche lesen (oder tun so, manche spielen scheinbar
Karten,
doch die meisten starren stumpf ins Leere. Einer von den
ganz erstarrten
hängt an einem Kleiderständer, mit dem Kinn in einem
Wolleschal.

Niemand von den Leuten weiß, worauf man wartet in
dem Wartesaal;
nur der Mann am Kleiderständer hat es irgendwo gewittert.
Niemand hört man in dem Wartesaal ein Eisenbahnsignal,
niemand kommt ein Zug und löst die Wartequal;
nur von ferne schreit ein Bremsenknirschen manchmal,
das die Fenster schütter.

Und dann stehen 15 oder 30 oder 100 Wartende mit
einem Male
von den Sitzen auf und gehen fort auf leisen Sohlen;
und die Sanitätskolonnen finden sie zerrissen zwischen
Schwellenbohlen,
unter Wagentrümmern, unter Tenderkohlen –
und die andren warten weiter in dem
Traumstadtwartesaale.

Schwarz opalisierende
spiegelglasglatte
langsam rotierende
exerzierplatzgroße
Grammola-Platte – —:
..... ich steh im Regen,
und warte auf *mich*;
ich weiß nicht weswegen,
ich steh im Regen
und warte auf *mich*.
Der Regen rauscht so monoton,
ich stehe hier wohl lange schon
im Regen und warte
auf *mich*.
Jetzt müßte *ich* kommen.
Ich hör' einen trägen zögernden Schritt,
und ohne Bewegen
geh *ich* im Regen
mir selber entgegen
und sehe
mir ins Gesicht,
und sehe: Ich bin es nicht.
ich steh im Regen
und warte auf *mich*...

Dr. Enzian

Dr. Enzian begibt sich manchmal auf den Allgemeinplatz,
und da setzt er sich mit einem Freund auf eine Bank,
und dann prägt er immer irgendeinen Allgemeinsatz;
(beispielsweise: „Wer gesund bleibt, wird nicht krank!“).

Und sein Freund, der Tierausstopfer Eugen Rüchlein,
schreibt die Sätze alle in ein Büchlein,
daß die Nachwelt später nichts verliert,
wenn der Allgemeinplatz mal bebaut wird oder parzelliert.

Dr. Enzian hat einen Kokosläufer,
und mit diesem läuft er manchmal um die Wette;
doch der Kokosläufer zeigt als Sportler nur geringen Eifer,
lieber liegt er faul und müßig vor dem Bette.

Anatol, des Doktors Diener, klopft ihn häufig vorn und
hinten,
doch der Kokosläufer will nicht sprinten.

Dr. Enzian, als Existenzialist, beweist
den Begriff des Daseins, daß er nie verreist.
Wenn er reise, sagt er, würd' er fort sein,
und sein Dasein wäre dann ein Dortsein.

Dr. Enzian traf einen Andersgläubigen.
Dieser stellte sich ihm vor: „Gestatten Sie, mein Name
ist Niels Randers“.
Dr. Enzian verbeugte sich und sagte: „Dr. Enzian“.
Und dann fragte er: „Sie sind ein Andersgläubiger? Sie
glauben anders?“

Der Gefragte nickte. Dr. Enzian fuhr fort zu fragen:
„Bitte, sagen Sie mir doch, auf welche Weise und mit
welchen Mitteln
Sie als Andersgläubiger, Herr Randers, anders glauben?
Glauben Sie vielleicht durch Denken oder Leugnen oder
Zweifeln oder Kritteln?“

Oder glauben Sie bloß mit den Ohren oder Ihrer Nase
oder – irgendwie – ich weiß es auch nicht – – – eben
anders?
Denn als Andersgläubiger, da m ü s s e n Sie doch anders
glauben!
Oder glauben Sie das nicht, Herr Randers?“

Der Gefragte meinte zwar, man solle keine Worte
klauben,
doch seit diesem Tage zweifelt er an seinem
Andersglauben.

Aus dem Zimmer
Dr. Enzians
tönt Gewimmer;
immer
Freitagnachmittags um vier.

Das Gewimmer stammt von keinem Menschen,
keinem Tier.
Jeden Freitagnachmittag – hat Anatol
mir verraten unter Alkohol,
doch auch Witwe Winter, gänzlich nüchtern, flüsterte es
mir: –
jeden Freitag strafe Dr. Enzian –
(das Gewimmer höre man auch in den Häusern nebenan,
und für keinen Nachbarn sei das Wimmern ein
Vergnügen)
jeden Freitag strafe Dr. Enzian in seinem Zimmer
Lügen.

Dr. Enzian kennt einen Pianisten,
welcher einzig und allein Scarlatti spielt.
Wo er auch auf Flügeln an Konzertsaalpisten
in den Noten oder Tasten wühlt –
sei es in Madrid, Paris, Rom oder Cincinatti,
immer spielt er nur Scarlatti. (In Amerika Scarlätti.)
Dabei steht auf den Programmen – und das ist das
Extraordinäre –
daß es Wagner, Mozart, Schumann, Strauß und Liszt
und Reger wäre.

Dr. Enzian, von der Idee besessen
(weil es viele schon versprochen, aber niemand es bis jetzt
getan),
hat aus wissenschaftlichen Int'ressen
einen Besenstiel gefressen.
(Nährwert hätt' er keinen, sagte später Dr. Enzian;
nur, man müsse ihn gut kauen,
wegen Schwierigkeiten beim Verdauen.)

Dr. Enzian
füttert Lachtauben
mit Weintrauben
in dem Glauben
oder vielmehr Wahn,
daß durch Diät
mit Weintrauben
den Lachtauben
das Lachen vergeht.

Falls die Versuche gelingen,
will er probieren,
mit Kichererbsen den Tieren
das Lachen wieder beizubringen.

Was er sich von dem Ganzen verspricht,
verrät er Laien nicht.

Witwe Winter,
angestachelt vom Erfindergeist Dr. Enzians,
beweist ihrerseits erhebliche Entdeckergaben:
so z. B. wollte sie des Doktors Unterhosen, Unterjacken,
Socken nicht mit Seife oder Seifenflocken –
sondern wollte – und insonderheit die Stücke,
welche Löcher haben –
waschen als erfinderische Frau mit Cacao.

Der Gedanke, der in Witwe Winters Kopfe
diese Waschmethode ausgelöst, ist der:
Daß Cacao bekanntlich stopfe
und daß alle Löcher in den Strümpfen
minder oder mehr –
undsowei und vor allem,
daß Cacao die Strümpfe
und die feine Wäsche nicht verun-,
im Gegenteil verglimpfe...
Und sie sprach noch viel zu Lob und Preis
ihrer neuen Wasch- und Stopfmethode als Beweis.

Dr. Enzian bestellte telefonisch Wolle, vierzehn Lot
und gab Witwe Winter einen Monat Waschverbot.

Dr. Enzian hat kürzlich ausprobiert
(denn er zweifelt ernstlich und in stillen Stunden),
ob er wirklich existiert.
(Und er glaubt in stillen Stunden,
daß ihn irgend jemand hat erfunden.)

Alles, was er sagt und denkt und treibt
(was Gazetten über ihn berichten und Journale),
scheint ihm (wenn er liest,
wie man ihn schildert und beschreibt,
in Gazetten und Berichten der Journale)
hinzudeuten auf das Surreale.

Die Versuche, die er (ob to be or not to be)
unternommen, blieben in den Kinderschuhen
stecken, trotz subtilster Akribie.
(Auf den Ratschlag seines Freundes Dr. Eau de Vie
läßt seit gestern er die Sache ganz auf sich beruhen.)

Prolog zur Woche des Buches 1952

Gesetzt den Fall, Sie sollten oder müßten
zwei Jahre lang verbringen (ganz allein!) auf einer Insel,
einem einsamen Atoll.

Dann wären Sie, nicht wahr, gezwungen,
sich entsprechend auszurüsten
mit allem, was Ihr Leben dort verschönern soll.
Gesetzt den Fall, Sie sollten sich sogleich entschließen,
was Sie vornehmlich mit sich nehmen wollen.

An was wohl denken Sie zuerst?
Was würden Sie am ehesten vermissen,
wenn Sie's zwei Jahre lang nicht hätten, dort,
auf Ihren einsamen Atollen?

Natürlich: wenn Sie praktisch sind, dann denken Sie
zuerst an Handwerksachen,
an Hämmer, Sägen, Äxte,
Bohrer, Nägel, Feilen, Eisendraht.

Sie wissen: Auf der Insel muß man alles selber machen,
und dreimal rächt sich, wenn man was vergessen hat.

Natürlich: Wenn Sie ein starker Raucher sind und kein
Verächter guter Tropfen,
dann würden Sie zunächst die nöt'gen Quantitäten für
die beiden Jahre kaufen.

(Vergessen Sie den Zieher nicht, den Zieher für den
Pfropfen,
sonst müssen Sie den Alkohol aus abgeschlag'nen
Flaschenhälsen saufen!)

Natürlich: Wenn Sie eine Dame weiblichen Geschlechtes
sind und mehr für süßere Bedarfe,
dann werden Sie zuallererst wahrscheinlich in Gedanken
Schokolade packen und Pralinen;
vielleicht auch außerdem (falls Sie romantisch sind)
noch eine kleine Äolsharfe

und Häkelzeug zum Häkeln für Filetarbeiten,
Sofaschoner und Gardinen.
Gesetzt den Fall nun, diese drei gesetzten Fälle säßen
zwei Jahre lang auf ihren Inseln, einsam,
siebenhundertdreißig Tage;
sie pokulierten, hobelten und häkelten,
sie schliefen, äßen
und – – und – – ?
Nun ja, es steht wohl außer jeder Frage,
daß nach dem siebten Tag bereits der Mann der Praxis
flucht und spricht:
„Verdammt! Wenn ich das nächste Mal
auf eine Insel gehe,
vergesse ich die Fachlektüre nicht!“ –
daß nach dem achten Tag die Dame
mit dem Häkelzeuge
des Abends ganz verzweifelt auf der Suche
nach irgendetwas zum Lesen, irgendeinem Buche –
daß nach dem zehnten Tag der Mann, der sich mit
vielen Flaschen eingedeckt,
vor Langeweile sich in seiner Hängematte streckt
und gähnt: „Hätt’ ich doch ein paar Kriminalromane
oder Kurzgeschichten eingesteckt!
Ja, selbst Gedichte würd’ ich hier in der Geruhsamkeit
zum ersten Male richtig lesen –
was für ein Rindvieh bin ich doch gewesen!“

Es ist dies Ganze, meine Damen, meine Herrn, nur ein
gesetzter Fall, auf jeden Fall indessen
braucht jeder Mensch, mal hie und da ein wenig Muße
für sich selbst, ein wenig Einsamkeit.
Dann schafft er sich eine Insel,
um den äuß’ren Alltag
zu vergessen,
dann mache er mit einem Buche
sich auf inneres Erleben,

auf Frohsinn oder Trost bereit.
Das Buch ist Dir ein Freund zu allen Stunden;
und mancher hat schon durch ein Buch
sich selbst gefunden.
Und daß man Bücher
– dieses wäre noch zum Schluß zu sagen –
genau so kaufen kann wie Dinge für den Gaumen,
für den Magen,
wie Kognak, Sekt, Konfekt und Zigaretten –
nur, daß von Büchern, meine Damen, meine Herrn,
Sie etwas länger hätten –
das sei, wie schon gesagt,
zum Schluß noch schnell betont,
weil Bücherkaufen wirklich sich verlohnt.

Flower Tales

Ich bin ein Maiglöckchen – – –
und ich fand
mich unter den Unterröckchen
einer Maid mit roten Bäckchen
aus Ungarland
im Strumpfenband.
Mehr sage ich nicht.
Langt das zu einem Gedicht?

Ich bin ein Flieder;
ich verwelke im Mieder
eines bayrischen Dirndls
(eines Garmisch-Partenkirchener Ki(r)ndls)
nach einer Trachtenschau mit Gesang und Tanz.
Ich bin auch nicht mehr ganz.
Ich rieche nach Veilchen, obwohl ich ein Flieder bin;
eigentlich ist das ein Widersinn:
nach Veilchen zu riechen und ein Flieder zu sein – – –
aber das Dirndl hatte sich mit Veilchenodör
zwecks Betör
des Buam, des zünftigen
(ihres Zukünftigen),
sehr ausgiebig parfümiert.
Und da habe ich vor dem Ungestüm
des Buam und vor dem Veilchenparfüm
abends um kurz nach neun
kapituliert.

Ich war ein Gänseblümchen
in einem Bukett,
das ein Kind, geführt von seinem runzeligen
Mühhmchen,
der englischen Königin Elisabeth
an deren Geburtstag überreichen sollte.

Wie es der Zufall nun wollte,
stand als Wache vor dem Buckingham-Palast (am Tor)
ein Reiter auf seinem Pferd, vom Gardekorps;

und das Pferd schnappte den ganzen Strauß,
und wir Blumen kamen allesamt abhanden;
wir verschwanden
und kamen erst später wieder heraus.

Ich spreche jetzt als – – – aber sprechen wir nicht
darüber.
Früher duftete ich nicht; jetzt dufte ich; früher war ich
mir lieber.

Ich bin eine Lilie;
ich bin verwandt
mit der Heiligen Cäcilie,
der Schutzpatronin der Orgeln, der Geiger, der
Cymbalisten;
man gibt mich auf Bildern Engeln in die Hand.

Als neulich auf der Kirchenmauer zwei Tauben sich
küßten,
überkam mich ein wundersam-irdisch' Gelüsten...
... und ich glaube,
daß auch eine Lilie und eine Taube
sich lieben könnten oder gar müßten,
wenn sie mehr voneinander wüßten.

Aber als Symbol der Jungfräulichkeit habe ich Pflichten
und muß auf vieles, was andere dürfen, verzichten

Ich bin eine japanische Kirschblüte;
ich nicht sprechen gut deutsch.
Excuse me, sir.
Die Blütenblätter von alle meine Schwestern
gestern
schon gefallen in den Heiligen Teich der Sieben
Schwäne
zwischen der Fahrradfabrik und der Pagode
des Yakushiji
und als Schiffchen schwimmen
für kleine Käferlein.
Meine Blütenblätter morgen fallen;
aber dann kleine Käferlein
alle schon Schiffchen haben.
What a pity! N'est-ce pas?

Ich wurde von einem Zitronenfalter
für eine Blume gehalten
und sehr umgaukelt;
aber ich bin nur ein kleiner Büstenhalter,
der auf der Wäscheleine
im Winde schaukelt.

Ich bin ein indischer Lotos
auf Fotos
komme ich nie richtig ins Licht.
Ich bin nicht photogen.
Aber wir Inder
lassen unser wahres Gesicht
und unsre Rückseite nicht minder
überhaupt nicht
gern sehn.

Ich bin eine Tulpe;
ich wurde als schönste prämiert auf einer Blumenschau.
Jetzt hat man mich zu Ehren der Frau meines Züchters
(Mynheer van Culpe)
in ein volles Sektglas gestellt.

Bei der Prämierung war ich dunkelrot,
jetzt bin ich blau.
Ich weiß genau:
Langsam werde ich violett,
und dann bin ich tot. Ade, du Sonne! Ade, du Welt!
Ich werde in dem Sektglas und in Schönheit sterben.
Dies Glas geht vielleicht heute noch in Scherben,
ich aber werde drüben Rainer Maria Rilke um
Erlaubnis fragen
und seinen „Kornett“ in die Blumensprache übertragen...

Ich bin eine Rose.
Mich haben viele Dichter bedichtet;
man hat mich auf seltsame Abwege gezüchtet,
aber ich blieb immer
im innersten Schimmer –
ob schwarze, violette oder elfenbein-gelbe
dieselbe –
eine von uns beiden:
Die rote für die brennende Liebe
und das Sich-noch-nicht-kennen,
die weiße für das Leiden
und das kühle Sich-trennen.

Ich bin eine Geranie
in einem Seerestorng
auf der Terrasse.
Ich bin gespannt, wie lang
ich das aushalte und was aus mir wird.
Morgens nimmt mir eine Kastanie
und nachmittags das Fräulein an der Kasse
die Sonne weg.

Abends werde ich elektrisch beleuchtet
und von den Kellnern mit Resten von
Selterswasser befeuchtet.

Und die Musik spielt und Segelschiffe ziehn vorbei...

Die Geranien aus den Villen vom andern Ufer des Sees
lassen mich zur Stunde des Five-o'clock-Tees
manchmal grüßen durch einen Möwenschrei...

Ich bin keine richtige Blume mehr, aber auch noch
keine Sache;
ich bin gespannt, wie lange ich das hier noch mache.

Ich bin der gemeine Kümmel;
als Destillat heiß' ich Köhm.
Ich blüh' unter freiem Himmel
und in Nasen. Je nachdem.

Im Stehaußschank in der Sperlingsgassen
trank neulich auf Grund einer Wette
ein Mann zwei volle Kaffeetassen
und dann noch vier
von mir;
er hat darauf sein Leben gelassen.

Ach, wenn er es nur gelassen hätte!

Prolog zum Tag des Buches 1953

Was fehlt bei Meier-Maier-Mayer-Meyer...

Witwe Meier erwartet lieben Besuch,
einen seltenen und langersehnten;
und sie wartet – und er kommt nicht – und sie
nimmt ein Tuch
und wischt zum neunten Mal (oder zehnten)
den nicht mehr vorhandenen Staub von dem Schrank,
und der Tee wird kalt
und der Kuchen wird alt;
und sie ordnet die Kissen auf Sofa und Bank
(die auch schon zwanzigmal neu geschichtet)...
Und zuletzt fühlt sie sich ganz unterbelichtet.
Ja, wäre es da nicht viel besser gewesen,
sie hätte die Zeit sich vertrieben mit Lesen?
Jetzt, während sie für morgen Kartoffeln schält,
denkt sie bei sich: „Was hat da gefehlt?“

Herr Maier Karl hat Urlaub genommen
und sitzt nun im Gasthaus und langweilt sich.
Durchs Fenster die Gegend: in Regen verschwommen.
Barometer stets: „Unveränderlich.“
Er geht in sein Zimmer und hofft und glaubt
die Sonne käme morgen, ihm zuliebe;
der Himmel bleibt ihm zum Trotz aber trübe.
Kein Wunder, daß Maier vor Wut fast schnaubt.
Ja, wäre es da nicht besser gewesen,
er hätte die Zeit sich vertrieben mit Lesen?
Statt dessen hat er die Fliegen gezählt!
Nun, sagen Sie selber: „Was hat da gefehlt?“

Fräulein Mayer ist leider zur Zeit erkrankt –
nein, nicht ernstlich, nur ein mittlerer Schnupfen
und ein mildes Grippchen; doch immerhin, es langt,

um vorsorglich ins Bettchen zu schlupfen.
Da liegt sie nun und bildet sich ein
 (als sie lustlos gegen die Decke stiert
 und ein wenig auf dem Rücken friert),
es könnte vielleicht etwas Schlimmeres sein.
 Da wär' es nun gut, sich abzulenken
 und endlich mal an was andres zu denken.
 Doch die Stunden schleichen, die Langweile quält...
Nun, sagen Sie selber: „Was hat da gefehlt?“

Herr Meyer verpaßt den Anschlußzug;
und der nächste geht erst in dreieinhalb Stunden;
Herr Meyer hat also mehr Zeit als genug.
Doch wie ist solch leere Zeit überwunden?
Herr Meyer sitzt gähnend im Wartesaal,
 er ringt unterm Tisch verzweifelt die Hände,
 und die Wartezeit nimmt und nimmt kein Ende,
es wächst minütlich die Wartequal...
 Ja, wäre es da nicht viel besser gewesen,
 er hätte die Zeit sich vertrieben mit Lesen?
 Zuletzt hat Herr Meyer sich Witze erzählt...
Nun sagen Sie selber: „Was hat da gefehlt?“

Was alle die obigen Fälle betrifft:
ICH fehlte – (siehe die Unterschrift).
Im übrigen sollte man denken:
ich zähl' zu den schönsten Weihnachtsgeschenken

Hochachtungsvoll
D A S B U C H

Verstreute Texte für Sammelwerke

Das war in Neapel.
Es ist schon einige Jahr her.
Aber ich werde dies Erlebnis nie vergessen.
Denn es gab meinem ganzen damaligen Arbeitsauftrieb
eine andere Richtung.
Vor dem Bahnhof „lungerte“ ein Facchino, ein
Gepäckträger.
Ich fragte ihn, ob er meinen Koffer in das etwa hundert
Meter entfernte Hotel tragen wolle.
Er lupfte
den schweren Koffer,
sah mich
aus seinen tiefdunklen Augen
schmerzlich an
und sagte:
„Io mangiato oggi“ (Ich habe heute schon gegessen).

All dies ergibt sich
Jahr um Jahr,
und immer bleibt
es wunderbar:

Die Blume blüht
auf bunter Au,
die Wolke zieht
im Himmelsblau.

Das Bächlein murmelt
seinen Dank,
weil eine Amsel
aus ihm trank,

die nun dafür
aus voller Brust
hinaussingt ihre
Sommerlust.

Der Mann, die Frau,
und in der Mitt'
das Kindlein, unsichtbar,
selbdritt.

Wie ist doch alles
Nahe weit,
das Weite nah
zur Sommerzeit.

Das Mühlrad treibt,
die Säge schneid't;
der Baum trug Herz
in Herz verzweigt.

Der Schreiner holt
die Bretter ab,
damit das Kind
ein Wieglein hab'.

Die Henne scharrt,
der Wurm enteilt;
so ist's natürlich
eingeteilt.

Sieh, fahl die Sichel
im Zenith!
Die Ähren warten
auf den Schnitt.

Der Meilenpfost
zeigt immerfort
die Richtung an
zum nächsten Ort.

Wie ist doch alles
Nahe weit,
das Weite nah
zur Sommerzeit!

Die Straße fügt
sich einfach ein
und geht sich selber
hintendrein.

Großvater klopft
die Pfeife aus;
im Alter bleibt
man gern zu Haus.

Die Glocke schlägt,
der Hofhund kläfft,
und so hat alles
sein Geschäft.

Das Mühlrad treibt,
die Säge schneid't
den Baumstamm
ohne Kron' und Kleid.

Der Schreiner holt
die Bretter ab;
am Friedhof ist
ein off'nes Grab.

Der Steinmetz schreibt
in Marmorstein
ein Wort vom
ew'gen Seligsein.

Wie ist doch alles
Nahe weit,
die Weite nah
zur Sommerzeit.

Der Wind mit schnellem
Flügelfluß
bringt jedem Grashalm
einen Gruß

von irgendwo
und nirgendwann.
Wo hört es auf?
Wo fängt es an?

Das Mühlrad treibt,
die Säge schneid't...
tu mir mit rotem
Wein Bescheid!

Wir sehen dies
nun Jahr um Jahr;
und immer bleibt es
wunderbar.

Bekanntschaft mit einem Baum

Sie haben im Frühjahr eine Ruine abgerissen. Als die letzte Mauer von dem Bagger gefressen wurde, bekam man freie Sicht über eine niedrige Hofmauer in ein Gärtchen.

Und da habe ich seine Bekanntschaft gemacht.

Ich hätte nicht geahnt, daß hinter den Ruinen in einem so kleinen Garten ein so großer Baum stehen könnte.

Es gibt Dinge, die einem gleichsam ihren Namen aufdrängen. Ich habe einmal eine Kommode oder vielmehr eine Kleidertruhe gekannt, die schrie einem förmlich ins Gesicht: „Mein Name ist Korbinian!“ Und einen Füllfederhalter besaß ich, der hieß Pizzikato. Er konnte gar nicht anders heißen; und er benahm sich auch so. Deswegen schenkte ich ihn einem Bekannten, der ein bedeutender Klecksograph ist. Der Kastanienbaum sah nicht so aus, als wolle er seinen Namen (wenn er einen hatte) verraten.

Und deshalb habe ich es unterlassen, ihm von mir aus einen Namen zu geben. Nicht nur deshalb. Sie bauen bereits wieder (in dem Gärtchen liegen schon Ziegelsteine), und es könnte sein, daß sie den Kastanienbaum fällen müssen. Und falls dies geschähe, würde es dir doppelt leid tun, wenn er mit einem Namen fallen würde. So kann ich sagen: sie haben einen Baum gefällt – einen Baum.

Es ist Herbst nun. Und sie haben dich nicht gefällt. Im Winter werden sie nicht mehr bauen.

Du bleibst also noch.

Ich habe dich gesehen, als du mit erstem lichtzartem Grün überhaucht warst, ich habe dich in der Pracht deiner weißen Blütenkerzen bewundert; Schmetterlinge umschmeichelten dich. Ich sah deine Fächerblätter im Sommerwind wiegen, wie zu einer unhörbaren Melodie. Und nun sehe ich dich rostig verfärbt, im Oktoberregen,

griesgrämig, mit vielen kahlen Stellen in deinem vermorschten Blätterkleid. Oben in deinem Wipfel schauen schon die nackten Zweige heraus. Wie gut, daß ich dir keinen Namen gegeben habe!

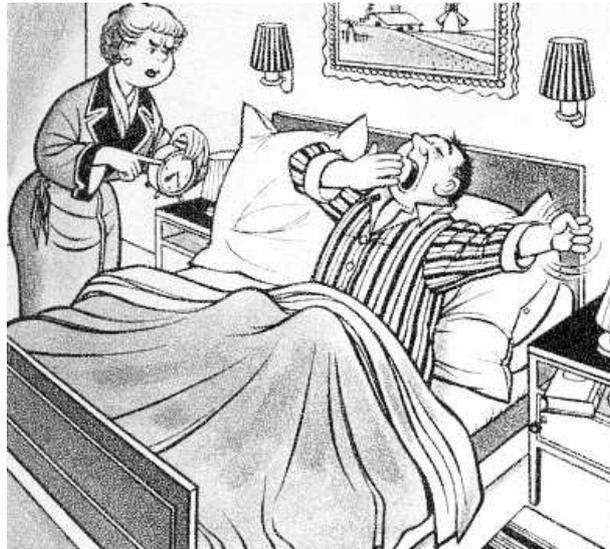
Du siehst aus wie mein Freund, der alte Musiker mit dem brandigroten und wie mit Asche bestreuten Haarschopf. Mein Freund ist sein ganzes Leben Kaffeehauspianist gewesen, und er träumt immer noch davon, einmal aus Kaffeehäusern in Konzertsäle überzusiedeln – wenn er sein großes Klavierkonzert mit Orchester geschrieben haben wird. „Am Flügel der Komponist.“

Er sitzt Tag für Tag, Abend für Abend verdrossen vor dem Klavier in einem rauchigen Kaffeehaus und begleitet den Geiger und den Cellisten. Er wird es nie schreiben, sein Klavierkonzert – jetzt nicht mehr, jetzt bestimmt nicht mehr, da immer mehr Asche in sein rotes Haar fällt. Der Geiger, der zugleich der Unternehmer ist, denkt daran, seine Kapelle zu vergrößern, ein Jazzorchester zu gründen. Und dazu kann er keinen Pianisten brauchen, der von Klavierkonzerten träumt und sich einen Namen machen will.

Wie gut, mein Kastanienbaum, daß ich dir keinen Namen gegeben habe, als ich dich zum ersten Male sah. Fast möchte ich, daß sie doch noch zu bauen anfangen, jetzt im späten Herbst – und daß sie dich fällen.

Ja, das möchte ich fast. Aus Angst, daß sie dich fällen könnten, wenn du wieder deinen Kerzenschmuck trägst und Schmetterlinge dir schmeicheln.

Der richtige Benimm. Der heitere „Revue“-Quiz für alle Situationen



1. Paul ist leider einer von denen,
die morgens noch mindestens zwanzigmal gähnen.



2. Pauline indessen, als Hausfrau perfekt,
hat längst schon den Frühstückstisch gedeckt.

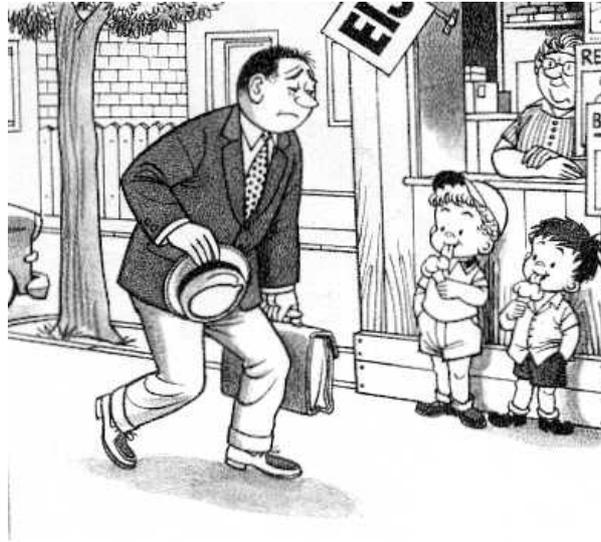


3. Paul schaut auf die Uhr: „Gieß schnell noch mal nach, sonst gibt es im Büro wieder Krach.“



4. Nicht nur der fehlende Kuß auf die Wangen –
Paul hat einen zweiten Fehler begangen.

Auflösung:
Die Tasse hoch! Doch immer sei
Die Untertasse auch dabei.



1. Paul, müde, verdrossen und abgekämpft –
im Geschäft nur Ärger – Stimmung gedämpft.



2. Auf der Treppe Frau Meier vom Stockwerk III;
Paul läßt sie höflich an sich vorbei.



3. Pauline, die schnell noch was einkaufen geht,
sagt Paul, daß sein Bier schon im Eisschrank steht.



4. Paul brütet und hat den leisen Verdacht,
er habe mal wieder was falsch gemacht.

Auflösung:
Beim Gruß: den Hut forsch in die Hand!
Man sieht zur Dame, nicht zur Wand.



1. Pauline macht alles im Haushalt alleine;
nur mittwochs macht wer anderer reine –



2. und zwar die Putzfrau, Frau Scheibenklar.
(Sie ist jetzt bei Paul und Pauline drei Jahr'.)



3. Drum gibt Pauline Paul zu bedenken:
„Wir müßten aus diesem Anlaß was schenken.“



4. Paul nickt und zückt einen größeren Schein.
(Sehr nett von ihm – aber gar nicht fein!)

Auflösung:
Ein Geldgeschenk wirkt dann nur fein,
Steckt man es in den Umschlag ein.



1. U. a. schenkte Pauline zum Feste
ihrem Paul eine ganz moderne Weste.



3. Nun sitzen sie unter dem Lichterglanz
bei einer prächtigen Weihnachtsgans.



4. Gewiß, gewiß, man kann's hier verstehen,
doch so was dürft' selbst zu Haus nicht geschehen.

Auflösung:

Kein Knigge kann das Bild ertragen:

Ein Mundtuch, festgezurr't im Kragen.

Wir sanfte Irren

Wir sanften Irren leben etwas hinterm Mond;
wir haben seine andre Seite oft betrachtet.
Wir sind das Leben hinterm Mond gewohnt;
es ist dort immer etwas leicht umnachtet.

Vielleicht, daß wir uns auf dem Mond mal treffen,
wenn ihr nach dorthin kommt mit euren Mondraketen.
Zum Willkomm wird ein Mondkalb euch
entgegenbläffen;
wir aber wollen dann für eure gute Heimkehr beten.

WERNER G. (Ein Kunstmaler, der meist nicht
momentan ist):

Wir können nicht behaupten, daß wir sanften Irren
ganz restlos glücklich wären;
wir haben manche Dinge zu entwirren,
die in uns klirren, girren, schwirren, schwären oder gären,
von denen sich ein Mensch,
der ins Getriebe seiner Akten-Fakten-Welt gestellt,
am Tage
(ob in seinen Träumen, weiß ich nicht)
sehr gerne ferne hält.

BENNO, der nächste Woche als geheilt entlassen
werden kann:

Wir sanften Irren, wenn wir zeitunglesen,
dann halten wir die Zeitung umgekehrt;
die Wärter meinen, das entspräche unsrem sanften
Irren-Wesen,
und haben uns aufs neue immer wieder (aber ganz
umsonst) belehrt.

Wir sanften Irren, wenn wir zeitunglesen –
wir wissen, daß man in der Zeitung morgen alles
andersrum erfährt;
drum halten wir, wir sanften Irren, wenn wir zeitunglesen,
die Zeitung vorsorglich schon heute umgekehrt.

Dies Gedicht schrieb ein Politiker, der im vorigen Jahr
zu uns kam und den wir schon nach vier Wochen als
geheilt entlassen konnten:

Wir sanften Irren spielen manchmal Politik.
Die einen haben Karten und die andren Schachfiguren;
die mit den Schachfiguren rufen: „Trumpf!“ –
die mit den Karten rufen: „Schach dem König!!!“
So spielen wir, die sanften Irren, Politik – – – –
mit Karten gegen Schachfiguren.

Und zwischen den Politikern da draußen und uns
sanften Irren
der Unterschied – – – der Unterschied ist gar nicht groß.
Das Gute ist nur dies: Wir sanften Irren spielen bloß.

THÖNY, die junge Frau, die immer Kreise malt, die
sich nicht schließen:

Wenn wir weinen,
ohne Grund,
mit den Beinen,
mit den Armen,
mit dem Herzen,
mit dem Mund,
wenn wir weinen,
mit den Augen,
ohne Tränen,
ganz stumm,
wenn wir so weinen,
wissen wir,
warum.

Aber können wir Steinen
das sagen?

ERWIN, der immer mit einem Rosenkranz umeinander
geht:

Erst töten,
dann beten?

Erst beten,
dann töten?

Erst ja,
dann nein?

Erst nein,
dann ja?

Wo stehen wir denn?
Wie stehen wir da?

Wir stehen, Herr Doctor,
wir stehen – dabei,
mit der Hand
in der Tasche,
auf Verderb und Gedeih!
Die Zeit, Herr Doctor,
die Zeit, die Zeit
ist nur ein Teil
jener Ewigkeit,
die angefüllt
mit dunklen Entschlüssen,
die wir selber nicht fassen,
die wir nur büßen.

Der „ZITTER-KILIAN“ ist 89 Jahre alt. Deshalb hört keiner mehr hin, wenn er von einem Gedichtband, in dem er immer liest und den er wahrscheinlich gar nicht versteht, (ich glaube, es ist ein Gedichtband von Trakl, den ein Besucher aus Versehen hat liegen lassen), aufschaut und vor sich hin redet:

Und weil es Gedichte gibt,
möcht' ich noch leben,
noch leben vier oder sieben Jahr',
und fühlen, daß einer das Leben geliebt
und konnte dem Leben d a s wiedergeben,
was es ihm schenkte, als er noch war.

92 Jahre ist er alt. Er hört nicht mehr, und auch sonst hört keiner mehr auf ihn, den alten PANKRATZ.

Ich bin so sinnlos,
sitze hier als alter Mann
auf meines Bettes Rand;
ich bin so sinnlos,
steh' in Gottes Hand
und sitze hier auf meines Bettes Rand,
und all die anderen, die ich gekannt,
sind tot, begraben,
und sie haben nun ihren Himmel oder ihre Hölle.
Ich bin so sinnlos
und ich sitze hier
auf meines Bettes Rand
und trete sitzend auf der Stelle.

Als wir ihnen den großen unzerbrechlichen Spiegel
aufstellten, stand BERTOLT davor:

Meine Kehle
ist manchmal zu.
Meine Seele hat keine Schuh,
geht barfuß wandern,
ist oft in andern,
ist dort fremd.
Ungekämmt
steh ich vor Gott!

Dies hinterließ der sanfte Irre P.P A. – den wir gestern
begraben haben:

Ich lebe in einem Land,
in das ich nicht gehöre,
ich wohne in einer Wohnung,
in der ich störe.
Ich stecke in einem Anzug,
in den ich nicht passe,
ich habe einen Leib,
den ich bereits verlasse;
ich trage einen Hut,
der mir zu weit ist,
ich habe ein Herz,
das zu eng zuzweit ist – – –
Addio!

Der Schwabing-Kritiker

Verworrene Elegie und billiger Eigentrost eines
alten Schwabingers

I

Nun bin ich auch ein alter Schwabinger. Als ich ein junger Schwabinger war, vor mehr als einem Menschenalter, habe ich die damals alten Schwabinger gut gekannt. Mit vielen war ich befreundet. Und wenn ich auch damals nichts so recht verstand – ich wurde eingemeindet.

II

Es war eine wunderschöne Zeit, trotz Inflation und Putschen; wir fanden, das konnte uns allesamt den Buckel hinunterrutschen. Wir lebten in einer anderen Welt, einer Welt, wie wir sie uns vorgestellt, die wirklicher war als Politik und echter war als Kinoglück; in der wir alles das fanden, was Gott auf die Erde als Freude gestreut. Wir haben uns jeden Tag aufs neue gefreut; und nichts kam uns abhanden, weil wir nichts besaßen als unseren Humor. Und den konnte uns keiner nehmen.

III

Wenn ich heute nachts heim durch die Schwabinger Gassen gehe, rechts und links zur Seite einen von denen, die nicht mehr sind, dann ist es sehr still um mich; aber die nicht mehr sind, die schmerzt das Tom-Tom der

Trommeln und das Trompetengestöhn in die auf-
gescheuchten Zeiten. (Was sie auf der Reeperbahn oder
an der Place Pigalle besser haben könnten. Aber Schwa-
bing gibt sich jetzt solche Mühe, up to date zu bleiben.
Und das ist ja auch was.)

IV

Die Götter, die uns einst begleitet haben, wenn wir
beschwingten Schrittes zwischen den Pappeln hinter dem
Siegestor erst nach rechts und dann nach links sind
abgebogen – ach du lieber Gott, wie schnell ist die Zeit
doch verflogen – die Götter, die uns damals begleitet
haben zwischen den Leopoldstraßen-Pappeln, sie schla-
fen. Oder sie haben Angst, wir schössen Löcher in den
Himmel hinein und die Löcher wären nicht mehr zu
löten.

V

Damals waren wir der Götter Freund. Sie und wir
glaubten: Nun wird nie mehr Krieg sein. Ihr Glaube war
unsere Sicherheit und der Grund unserer unbeschwerten
Schwabinger Lebensfreude. Wir nahmen, das heißt wir
bekamen nicht einmal Honorar, wenn wir im Simpl bei
der Kathi Kobus unsere Gedichte aufsagten. Außer
zweien, die für ihr Alter voraussorgen wollten. Es hat
ihnen aber nichts genutzt.
Später, viel später, sechsunddreißig Jahre später war das
auch so. Aber anders, ganz anders.

VI

Der Kathi Kobus begegne ich manchmal in Vollmond-
nächten. Da trägt sie ihr schwarzes Festtagsgewand und
ihr Sonntagsgebiß. Kürzlich habe ich sie an der Ecke der

Türken- und Akademiestraße getroffen. Ich habe Kathi Kobus nie weinen gesehen. Aber diesmal hatte sie. Sie kam vom alten Simpl und neben ihr oder vielmehr etwas hinter ihr ging der Joachim Ringelnatz, als ob er einen Hund an der Leine führte. Ging? Na, ja – aber der Ringelnatz war nie besoffen, er tat nur so und machte damit fade Menschen froh, die keine eigene Fröhlichkeit besaßen, dafür aber umso lauter brüllten auf den Straßen, wenn sie im Simpl gewesen waren. Auch der ehemalige preußische und jetzt schon so lange tote Kronprinz war einmal da. Aber vor dem hat der damalige republikanische Polizist bei der Aufnahme der Person stramm gestanden. Anzeichen von betrüblichen Verfallserscheinungen. Irgendwie prophetisch.

VII

Joachim Ringelnatz segelte wortlos nach Hause, um die Ecke; und dann stolperte er über zwanzigtausend Sternverse, die er aus der Spiegelgasse aufhob und sie in seinen Hosenbund versteckte. Ich sah ihn noch seinen Hut schwingen und hörte ihn ganz leise singen: „Diese Verse sind viel zu gut für euch, die soll keiner lesen, wer nicht damals bei Kuddeldaddeldu gewesen – und die anderen können mich alle und wenn es sein muß, gleich!“

VIII

Und dann kehrte er unvermutet um und schenkte mir eines von den Sternengedichten, als Gegengabe, wie er sagte. Ich fühlte mich sehr geehrt. Dachte ich doch – aber was ich dachte ist egal. „Als Gegengabe dafür“, sagte Ringelnatz, „daß Du den rezitatorischen Damen und Herren das Maul verbindest, wenn sie meine Gedichte vortragen und keine Ahnung haben, was dahinter steckt. Und als Gegengabe für die Hose, die ich Dir mal mit

einem Glas Rotwein versaut habe.“ Die Hose hatte ich längst vergessen. Ich war etwas enttäuscht. Inzwischen habe ich nämlich ganz ordentliche Gedichte geschrieben, bessere als diejenigen, die ich damals bei Kathi vorgelesen, und da dachte ich, Ringelnatz wollte mir... aber da mußte ich plötzlich einen Streit schlichten zwischen Ringelnatz und Fred Endrikat, der behauptete, es sei seine Hose gewesen. (Der Fred Endrikat – es wird mir keiner glauben und es braucht auch keiner zu glauben – kam aus der Handtasche von Kathi Kobus, die während der ganzen Szene eine vornehme Zurückhaltung bewahrte.) Endrikat übergab Joachim Ringelnatz das Adreßbuch, aus dem er immer vorlas und sagte: „Meine gesammelten Werke, Herr Böttcher!“ – „Ich trinke nur Wein und keinen Steinhäger! Sie Westfälischer Dickkopf!“ – „Es können nicht alle Dichter sächsische Seeleute sein!“ – „Deswegen haben wir uns ja gegenseitig auch nie Konkurrenz gemacht!“

Das hätte noch lange so fortgehen können (denn sie waren beide gute Menschen), wenn nicht in diesem Augenblick dem Endrikat der Wäschesack von der Schulter gerutscht wäre. – Wenn man ihn tagsüber sah, trug er meist einen Wäschesack auf der Schulter. Er hat ihn nie bedichtet. – Was Endrikat jetzt in seinem Wäschesack trug, sah aus wie fünfzigtausend Schlawinerseelen, die er aus der Hölle herausgeholt hatte. Er schickte sich an, den Sack zu öffnen. „Untersteh Dich!“ zischte ihn Kathi Kobus an „ist sowieso schon schlimm genug!“ Kathi hatte nämlich den Samba-Jüngling gesehen, der sich mit wiegenden Hüften aus einem der Künstlerlokale, von der Leopoldstraße kommend, näherte. „Es tröpfelte und tröpfelte“ murmelte Endrikat, „es tröpfelte und tröpfelte.“ – „Alter Hut!“ geringschätzte der Tanzjüngling im Vorübergehn. „Steck ihn in den Sack!“ zischte Kathi Kobus. „Damit mir zwanzig andre auskommen!“ raunzte Endrikat. Und dann traten er und Joachim Ringelnatz

ihm zu gleicher Zeit in den Hintern. Aber der Tanzjüngling spürte das gar nicht. Welcher Tanzjüngling spürt schon den Tritt von einem Geist?

IX

„Was tun wir jetzt“, fragte Joachim Ringelnatz und bohrte mit dem Finger in der Hakennase, eigentlich mit zwei Fingern. Seine Nase war weiträumig. Eine Angewohnheit, die er zu seinen Lebzeiten nie gehabt hatte. Nur in seinen Gedichten. Aber jenseits werden Gedichte manchmal zu unvermuteten Tatsachen. „Gehen wir noch auf einen Schoppen –“ – „Steinhäger“, unterbrach ihn Ringelnatz, aber Endrikat fuhr fort „in die Diana.“ – „Die ist nicht mehr“, sagte ich. „Wieso?“ fragte Kathi Kobus. „Dann gehen wir ins grüne Schiff!“ schlug Ringelnatz vor. „Kaputt“, sagte ich. „Wieso?“ fragte Kathi Kobus. „Das erzähle ich Dir nachher, Kathi Kobus“, entgegnete ich und dann mit etwas Zögern und erstickter Stimme: „Dein Simpl übrigens auch.“ – „Wieso“, fragte Kathi. „Wir gehen zum Papa Steinicke!“ knarzte eine Stimme aus dem Gully an der Straßenecke. Unverkennbar C. G. von Maassen, der Gourmet und ewige Herausgeber einer E.T. A. Hoffmann-Ausgabe. Er kletterte langsam aus dem Gully. „Wieso?“ fragte Kathi Kobus nochmals, „als ich gerade vorbeikam, da war doch ein Licht drin!“ (Wieso der C.G. in den Gully kam, kann ich nicht sagen. Vielleicht war dieser Gully der Ein- oder Ausgang des Hades.) „Hättest Du mal hinein geschaut, wär Din'n Licht aufgejungen!“ ließ sich eine baltische Stimme vernehmen. „Ach, der Hilbring!“ staunte Kathi Kobus, „wo kommst Du denn her?“ – „Vom Fernsehen.“ – „Was ist das – Fernsehen?“ wollte Kathi Kobus wissen. „Kann ich Dir nicht genau erklären, jedenfalls verdient man mehr dabei als in Deinem alten Simpl“, sagte der berühmte Chansonnier kühl. „Haare

hast Du noch immer keine!“ tadelte ihn die Kathi. „Doch, aber auf den Zähnen. Wir sind älter geworden und da wachsen die Haare an passenden Stellen nach!“ – „Und im Simpl trittst Du nicht mehr auf?“ – „Nein, der PPA – Peter Paul Althaus – hat Dir doch eben gesagt, den jibts nicht mehr!“ – „Aber das Licht –“ brabbelte Kathi vor sich hin. „leuchtet in die Nacht“, sagte der blinde Peter von der Osten, einer von denen, die früher bei der Kathi Kobus Gedichte rezitiert hatten. Mittlerweile waren es nämlich immer mehr Leute geworden, die sich da an der Ecke der Türken-Akademiestraße versammelt hatten. Der alte Koppel, der immer besoffene Klavierspieler, hatte sogar sein Piano, das alte verstimmte, mitgebracht. Oder war es das Klavier, das in der Pension Führmann sommers und winters im Freien gestanden hatte? Jedenfalls hatte der René Prévot einen Handwagen dabei. Es konnte also sein. Lale Andersen sollte etwas vortragen, weil wir unter einer Laterne standen. Aber Lale Andersen sagte, sie singe nur noch auf Schallplatten oder im Rundfunk oder auf Großveranstaltungen. „Und dafür habe ich euch aufgezo-gen!“ raunzte Kathi Kobus. „Wir gehen jetzt zu Papa Steinicke!“ beharrte C.G. von Maassen. Auch Peter von der Osten stimmte ihm bei. „Den hast Du ja gar nicht mehr gekannt!“ fauchte ihn C.G. an. „Ja, aber jetzt ist er bei uns, nachdem er die Kellertreppe hinunter gefallen ist. Er hat mir erzählt, daß sein Clublokal mitsamt dem Saal, in dem die Nachtwandlerfeste und so viele Uraufführungen stattgefunden haben, ausgebombt worden ist. Übrigens, was ist eigentlich ‚ausgebombt?‘“

Es schien mir an der Zeit, dies nachgerade immer verworrener werdende Gespräch zu unterbrechen, aber Kathi Kobus kam mir zuvor. „Ich habe gehört, ihr habt in der Barerstraße einen Laden aufgemacht, den ‚Zwiebelfisch‘. Können wir nicht dahin gehen?“ – „Der ist auch hin, der war ja schon vor tausend Jahren...“

„Wieso? Wieso vor tausend Jahren?“ – „Ja, eben!“ sagte Hilbring auf baltisch.

X

Es entstand eine lange Pause. Es war mir, als wären sie alle nicht mehr da. Aber sie waren da. Der Mond hatte sich hinter einer Wolke verkrochen und der Zuckerbäckerbau der Akademie und das Siegestor in seiner hölzernen Verkleidung wirkten wie Faschingsvorbereitungen der Narrhalla. „Sieh mal, Kathi“, begann ich zögernd, „Schwabing hat sich verlagert. Das mag an der Verschiebung der Erdachse liegen oder an sonst was. Ich weiß es nicht genau. Wir wollen mal, wenn es Dir recht ist, auf die andere Seite gehen.“ Kathi nickte.

Das Häuflein zerbröckelte. Als wir am Siegestor anlangten, war wir nicht mehr viele. Hilbring war nach Hause gelatscht, Ernst Klotz, der Moritatendichter, war auf seinem Fahrrad abgebraust, ein rotes Sportcabriolet mit Lale Andersen folgte ihm mit rechtem hinteren Plattfuß.

Es waren nur noch die Toten, die sehen wollten, was auf der andren Seite sei. Unter dem Siegestor stand Karl Wolfskehl. Er hatte ein Gewehr umgehängt und behauptete, er müsse Wache halten. „Du bist abgelöst, Karl, komm mit!“ sagte ich. Karl Wolfskehl legte sein Gewehr über die Trambahnschienen, damit es die erste Trambahn mittendurch schneide. Das könnte, gab ich zu bedenken, zu einer Entgleisung führen. „I wo“, antwortete Wolfskehl, „das ist nur eine Attrappe, das Gewehr, ein Holzgewehr. Wenn ein Fremdkörper nach Schwabing hätte hinein wollen, dann hätte ich ‚Bumm!‘ sagen müssen. So lautete wenigstens meine Order.“ – „Von wem war die Order?“ fragte ich. – „Von mir!“ sagte Karl Wolfskehl schlicht. „Komm mit! Die kennst du ja alle! Dein Weihenstefan (= George) und die Gräfin Re-

ventlow sind übrigens nicht dabei.“ Karl Wolfskehl zog seinen Schlapphut und dann gingen wir durchs Siegestor. Allesamt. Kathi Kobus blieb plötzlich stehen. Sie fauchte mich an: „Warum lebst *Du* eigentlich immer noch?“ „Das will ich Dir sagen – Ich habe auch eine Order – eine Order von mir: die Tradition zu bewahren.“ – „Tradition von was?“ – „Nun, vom alten Schwabing. Schau, Kathi, jede Zeit hat ihr besonderes Gesicht.“

XI

Es kamen uns einige Damen auf Bleistiftstöckelschuhen entgegen. „Schwabingerinnen aus dem Neuen Schwabing?“ fragte Kathi Kobus. Ehe ich antworten konnte (ich wäre außerdem um eine rechte Antwort verlegen gewesen), sagte Karl Wolfskehl: „Nein, das sind kleine Hürlein.“ – Und die hast Du trotz Deines Gewehrs hineingelassen?“ ereiferte sich die Kathi. „Sie zeigten ja ein Schreiben des Stadtrats vor!“ verteidigte sich Karl Wolfskehl. Die Kathi wollte wissen, was der Stadtrat mit Schwabing zu tun hätte. „Hätte schon“, erwiderte ich und dann erzählte ich ihr statt dessen, daß auch die alte „Brennessel“, drüben wo jetzt die Apotheke ist, in Schutt und Asche gelegen hätte, als wir aus dem Zweiten Weltkrieg heimgekehrt wären und daß Schwabing in einem tausendjährigen Dornröschenschlaf gelegen sei – es seien jene tausend Jahre gewesen, von denen ich vorhin gesprochen hätte und wir Schwabinger seien in diesen tausend Jahren den Oberen des Tausendjährigen Reiches etwas suspect gewesen – einige kamen in Konzentrationslager, andere wichen aus, gingen unter die Soldaten oder ins Ausland, noch andere blieben im Lande und hielten die Schnauze – und daß die alten Schwabinger, die lebend zurückgekehrt seien, sich redlich bemüht hätten, Schwabing aus seinem

Dornröschenschlaf zu erwecken. Erst hätten wir, der Gustl Weigert, der Gustl Wisbeck, der Martin Lankes und ich die „Schwabinger Laterne“ angezündet... „Ich weiß, der Gustl – der Weigert und der Wisbeck sind ja auch bei uns, sie haben mir davon erzählt.“ – „Ja“, fuhr ich fort, „und dann haben die beiden Dir ja auch wohl davon erzählt, daß wir damals in der ‚Seerose‘ die ersten Faschingsfeste veranstaltet haben, lange bevor die offiziellen Faschingsgesellschaften...“ – „Der Knoll, euer letzter Lautensänger, hat mir davon berichtet. Der Rauch aus dem Ventilator der ‚Seerose‘ hätte wie der Dampf aus einer Lokomotive gewirkt und man hätte die Feuerwehr geholt.“ – „War halt der Schwabinger Mief, müßtest Du doch eigentlich kennen.“ – „Und dann hast Du das ‚Monopteross‘ aufgemacht, wo es ganz unbandig zugegangen sein soll.“ – „Ja, das war die Zeit, als Schwabing Mangelware war, als das Angebot kleiner und die Nachfrage größer war. Deshalb kamen die Leute auch schon um sechs und saßen einander fast auf dem Schoß, wenn wir erst um neun Uhr unser improvisiertes Programm begannen.“ – „Und wie hast Du das gemacht, das Programm?“ – „Ja, wie habe ich das gemacht? Ich hab halt geschaut, wer alles da war, und dann bin ich zu den Tischen mit den Berühmtheiten gegangen und hab gesagt: Ihr seid doch so freundlich, gell? Ihr kriegt auch einen Schoppen Wein als Belohnung. Und dann haben die Berühmtheiten Ja gesagt. Wenn ich Dir die Namen sagen würde von denjenigen, die damals für einen Schoppen Wein, aber im Grunde rein aus Spaß an der Freude ihr Bestes zum besten gegeben haben, dann würdest Du Bauklötze staunen. Ach, Kathie, wenn Du damals unsere Wirtin gewesen wärest... Aber unsere Wirtin legte mehr Wert auf die Filmstars, auch wenn sie noch so verstaubt waren. Und das ‚Monopteross‘ hatte inzwischen soviel Äpfel fallen lassen, die alle weit vom Roß gefallen sind, daß wir schon deswegen nicht mehr recht

mochten. Wir hatten, ohne es zu wollen, etwas entfesselt, das mit unserem Schwabing nichts mehr zu tun hatte. Wir lebten vom Malen, vom Bildhauern, vom Musizieren und vom Dichten. Davon zu leben ist eine Kunst. Und schon deswegen durften wir uns Künstler nennen. Die Äpfelchen aber, die das Monopteros hatte fallen lassen, die wollten vom Profit leben und hatten mit Kunst und Künstlern nur wenig mehr zu tun, alle die Künstlerkneipen, die wie Pilze aus der Schwabinger Erde schossen. Um vom Profit, von der Konsumation zu leben, braucht es mehr Verstand als Herz. Wir hatten mehr Herz als Verstand. Ach, Kathi, wenn Du damals unsere Wirtin gewesen wärest, dann würden wir vielleicht noch heute da tingeln. Aber da dem nicht so war, zogen wir uns wieder in die Keimzelle zurück, aus der nach dem Zweiten Weltkrieg Schwabing wieder entstand. Wenn es nun so geworden ist, wenn es nun *das* geworden ist, liebe Kathi, was Du vor Dir siehst, so ist das vielleicht unsere unschuldige Schuld – und wir, die wir noch leben, und diejenigen, die in der Zwischenzeit von uns gegangen sind, wir sind möglicherweise unschuldig-schuldig Helden aus einer griechischen Göttertragödie geworden. Wir zogen uns zurück in die einzige Künstlerkneipe, die sich deswegen nicht Künstlerkneipe nennt, weil dort wirklich und wahrhaftig Künstler zu finden sind, in eine Burg ganz am Ende der Feilitzschstraße. Und da führe ich euch jetzt hin!“

XII

Wir bogen um die Ecke in die Feilitzschstraße ein. „Es dudelte und dudelte“, ließ sich Fred Endrikat vernehmen. Ich wollte der Kathi noch erklären, welche Maler alle mitgeholfen hätten, unser Schwabinger Retiro mit ihren großen Wandbildern zu verzieren und daß die „Kleinen Fische“, die bemerkenswertes Kabarett mach-

ten, sich jetzt in der Reitschule etabliert hätten und sozusagen Seepferdchen geworden wären und daß drüben in der Haimhauserstraße in unserem alten „Monop-teross“ sich die „Lach- und Schießgesellschaft“, ebenfalls ein bemerkenswertes Kabarett angesiedelt habe und daß die „Gisela“ mit einem ihrer schönen Beine noch in unserer alten Traumstadt Schwabing stünde (wenngleich das alles unter neuen Aspekten) – nur daß Schwabings neues Gesicht doch noch einige Züge aufweise, die – –“
Da traf mich mitten auf der Feilitzschstraße, zwischen den Autos mit den auswärtigen Nummernschildern, der Schlag. Das kann in meinem Alter leicht passieren. „Na, endlich! Jetzt bist Du bei uns mit Deinem albernem Ehrgeiz, die Tradition des alten Schwabing hochzuhalten“, sagte Kathi Kobus, und mit einer Hebammengebärde half sie mir. Und als ob es so bestellt gewesen wäre, schlug die Uhr vom nahen Schwabinger Kirchlein Eins. – Wahrscheinlich haben mich irgendwelche Leute in eines ihrer Autos gesetzt und wußten dann nicht wohin, möglicherweise haben sie auch die Funkstreife gerufen, vielleicht haben sie mich auch hinter die Theke bei „Gisela“ gelegt. Aber das ist jetzt ja alles so egal...
Nur, ich hätte gern noch das Gesicht von dem Seerosen-Wirth Schorsch gesehen, wenn ich mit einem unsichtbaren Gefolge in unser Schwabinger Retiro getreten wäre und neunundzwanzig Schoppen Pfälzer und einen vierfachen Steinhäger bestellt hätte: „Du spinnst wohl, Du spinneter Deifi!“ Aber dann hätte die Bedienung (der Schorsch will ja leben), die Anni oder wer gerade da war, die neunundzwanzig Schoppen und den vierfachen Steinhäger gebracht und ich hätte mit meinen unsichtbaren Begleitern unter den schönen Bildern gesessen, mit denen die Maler der „Silbernen Seerose“ die Wände ausstaffiert haben... die alte Schwabinger Laterne hätte leise geschaukelt in dem Windzug, den die Toten allemal machen, wenn sie wieder erscheinen... und dem Wirt,

dem Schorsch, wäre der Mund offen geblieben, wenn er gesehen hätte, wie sich die Gläser von selbst hoben und ausgeleert wurden... und er hätte sich fast noch mehr darüber verwundert, in der Reihe der an der Wand hängenden Fotos etliche Rahmen leer zu sehen... der Gustl Weigert, der Gustl Wisbeck, der Knoll und der Julius Hüther hätten nämlich bei mir am Tisch gesessen... möglicherweise wäre Marietta noch springlebendig hineingekommen, aber sie hätte angesichts der vielen alten Freunde dicht gehalten. – Ich hätte so gern noch den Polizisten eintreten sehen: „Meine Herren! Polizeistunde!“ Und ich hätte so gern Karl Wolfskehl sagen hören: „Herr, was geht uns die Polizeistunde an? Wir sind Geister!“ – Ja, das hätte ich alles so gern...

XIII

Aber bei der 800 Jahrfeier, da werden wir dabei sein. Wir setzen uns auf die Ehrenplätze, ganz vorn, denn wir nehmen ja niemanden einen Platz weg, weil wir keinen Platz mehr brauchen. Die Honoratioren können sich ruhig auf uns setzen. Und wenn sie noch so breite Hintern haben, sie erdrücken uns nicht. Vielleicht kitzeln wir den Honoratioren in den Nasen, daß sie bei den wichtigen Stellen ihrer Festreden niesen müssen, vielleicht kneifen wir sie ins Bein oder flüstern ihnen was ins Ohr, daß sie sich versprechen. Aber das muß ich erst noch mit den anderen alten Schwabingern, die nicht mehr sind, bereden. Vielleicht tun wir von alledem auch gar nichts, weil wir die Münchner Stadt und unser altes Schwabing viel zu lieb haben.

Seelenwandertouren

Aufgehängte Hemden,
durch Pneuma seelisch bewegt,
erregen unser Befremden,
wenn der Wind sich gelegt.
Gehängte Hemden
Gehenkte Hemden.
Zum Fürchten.

*

Es ist eine sonderbare Stadt,
in der ich jetzt wohne.

Straßen ohne Namen,
Häuser ohne Dächer,
verwinkelte Gassen ohne Durchlaß,
keine Beleuchtung,
nicht ein einziger Laden,
kein Barbiersalon, keine Kneipe,
nein, nicht mal die kleinste Kaschemme.

Nur diese Stille, die so stört.
Am Tag hört man zwar manchmal
in der Gegend, in der ich wohne,
ein Geplärr, ein gelernt auswendiges,
oder eine Stimme mit falschem Pathos.

Auch riecht es oft nach Lorbeer
und im Sommer nach Rosen oder Nelken.
Und dann wieder, nach zwei, drei Tagen,
der bittere Geruch von faulenden Blättern.

Hin und wieder bimmelt eine dünne Glocke;
auch kommt Weihrauch
von fern herüber.
Und man hört eine sichtlich bezahlte Orgel.

Manchmal tragen sie Fackeln,
wenn einer umzieht,
zu seiner geschiedenen Frau,
die es in einem Anfall
von momentaner Reue so gewollt.
Aber die meisten von hier
gehen nicht freiwillig aus dem Haus.

Es ist eine sonderbare Stadt,
in der ich wohne.
Ich kenne keinen einzigen
meiner Nachbarn.

Auch die neuen nicht, die zugezogenen.
Ich habe einen Mietvertrag
für 15 Jahre.
Wohin ich dann exmittiert werde,
kann ich nicht sagen.
Das ist eine Sache der Verwaltung.

Es ist eine sonderbare Stadt,
in der ich jetzt wohne.

Die armen Seelen

Wir sitzen auf Bahnhofsbanken,
in Bunkern, in Baracken,
unter abgeschabten Mänteln,
geflickten Schals oder auch ohne,
wir verkümmerten Seelen.

Herr, sag Deinem lieben Sohne,
er soll uns bald ins Fegefeuer schicken,
weil wir hier so erbärmlich frieren.

PPA läßt nochmals grüßen

Vergebliche Frömmigkeit
(Lasset uns dennoch beten)

Lieber Gott, wenn ich von hinnen muß,
sag's mir bitte fünf Minuten früher,
daß ich meinen wasserdichten Überzieher
schnell noch anziehn kann.
Ich denke an den letzten Regenguß.

Denn ich möchte nicht mit einem Leichenhemde nur im
Grabe liegen
und die Tropfen langsam tröpfeln lassen durch die
Schragenritzen
und in meinem Tannensarg sich bilden lassen trübe
Pfützen,
weil – es gibt auch Tote, die nicht gerne
einen Schnupfen kriegen.

Ein „Hatschi!“ aus einem Grabe wird die Angehörigen
erschrecken,
wenn sie mir zum Jahrestage Blumen schenken
und schon beinah gar nicht mehr so richtig an mich
denken – –
und ich will auch nicht, daß sie mit ihrem Schrecken
mich aufs neue wieder wecken.

Alle Uhren gehen vor
heutzutage.
Es ist schon Morgen
eh' wir nachgekommen sind.
Kind
ist schon Greis,
eh' er (sie, es) das weiß.

Alle Uhren gehen vor
heutzutage.

*

Wir sind das Volk,
in dessen Namen man registert.
Wir sind das Volk,
in dessen Namen man diktiert.

Wir sind das Volk,
in dessen Namen urteilt die Justiz.
Wir sind das Volk:
Wir sind die kleinen Meyers und die vielen Schmidts.
Wir sind als Volksherrschaft ein Grünspan-Witz.

Wir sind das Volk,
dem man den Honig um die Mäuler schmiert.
Wir sind das Volk,
mit dem man Rechts- und Links- und Mittel-Politik
probiert.

Es ist doch immerzu die alte Leier,
habt ihr das noch nicht kapiert,
Herr Müller und Frau Schmidt und Sie, Herr Meyer?

Wir Deutschen sind seit unsren Bismarck-Ahnen
die angelernten Untertanen.

Wir sind das Volk,
in dessen Namen man nach Posten giert.
Wir sind das Volk,
für das man den Ministersitz nicht gern verliert.
Wir sind die Groschen für den Automaten Schlitz,
den Demokraten-Automaten Schlitz,
den Demokraten-Autokraten-Automaten Schlitz.

Du bist das Volk,
du stehst stramm, brav und grad,
die Hände an der Hosennaht,
du deutscher Demi-Demokrat!

Steht weiter stramm,
die Hände an den Hosennahten,
ihr wackren deutschen Demi-Demokraten!

Kleine Ansprache

Trinkt euren Wein in Ruhe aus,
denn erst in zwölf- bis fünfzehntausend Jahren –
trinkt euren Wein in Ruhe aus,
wird – wie von Astronauten wir erfahren –

trinkt euren Wein in Ruhe aus,
wird ehestens die zweite Sintflut nahn;
trinkt euren Wein in Ruhe aus,
noch zieht der Mond am Himmel seine Bahn.

Trinkt euren Wein in Ruhe aus,
und lebt so weiter, dick, dumm und gefräßig;
trinkt euren Wein in Ruhe aus,
ihr seid dem lieben Gott zu mittelmäßig!

Ich befand mich auf dem Holzweg
mit meiner Seele,
weil ich sie nicht kannte.
Ein Kaplan hat sie dann entdeckt.
Da habe ich mich sehr erschreckt,
denn so verdreht
hätte ich meine Seele nicht gedacht.

In einer mondlosen Nacht
hab' ich die unliebsame Fracht
neben der Rasenbank am Elterngrab
untergebracht.

September

September ist der schönste Mond zum Sterben.
Die Ernte ist nun eingebracht.
Die Spechte noch nach müden Borkenkäfern kerben,
die aber wittern schon die lange Winternacht.
Die Wälder sich ganz mählich färben;
im Norden warten schon die herben
Oktoberlüfte, eh' sie bitter gerben.

Dies sagt ein alter Mann,
der allzu oft gewacht
und über allzuvieles nachgedacht:
September ist der schönste Mond zum Sterben.

Aus einem späten Tonbandbrief

Ich bin kein Heimatdichter geworden, ich habe nie die Schönheit der Stadt Münster besungen, nie die Reize des Aasees, der in meiner Kindheit lediglich ein Tummelplatz für Anfangs-Schlittschuhläufer war und zum großen Teil aus schilfigem Morast bestand. Ich habe nie „unterm Bogen“ (d. h. den Prinzipalmarkt), den Dom, wo ich Meßdiener war, den Horsteberg, die Kleiboltengasse, die im Frühlingswind rauschenden Bäume der Promenade, wo alle Sehnsüchte junger Menschen erwachten und in die Ferne strebten, ich habe nie das intime Barock der Clemenskirche mit ihrem geheimnisvoll fensterdurchfluteten Halbdunkel, ich habe nie den damals lindenbestandenen Domplatz besungen. Aus all dem ging viel in mein Kinderherz hinein. Es wurde sozusagen hineingepflanzt. Es war eine Ahnung des Begriffs Schönheit. Erst viel später, viel, viel später, kam das alles zur vollen Blüte, es sprang in mir auf und es reifte...

Wenn ich jetzt in Münster lebte, würde ich vielleicht doch noch ein Heimatdichter werden...

In seiner Literazzia nennt mich Hans Reimann einen Wortmusikus. Im Vorwort zu den „documenta poetica“ sagt der Herausgeber, Hans Rudolf Hilty, meine Gedichte hätten ihren Platz zwischen den Bildern von Paul Klee und Marc Chagall. Obwohl ich das für ein großes Kompliment halte, würde diese Äußerung mich kaum zu einem Heimatdichter stempeln. Aber Paul Henckels, der bekannte Schauspieler, der Gedichte von mir in seinen Vortragsabenden rezitiert, schickt dem Kapitel Peter Paul Althaus jedesmal ein Vorwort voraus und nennt mich darin einen westfälischen Spökenkieker und Till Eulenspiegel. Und so sehe ich mich jetzt in einem dreiteiligen Spiegel.

Bei dreiteiligem Spiegel muß ich dabei an den Schneider Wittler in der Jüdefelder Straße in Münster denken, bei dem meine Eltern mir alle zwei bis drei Jahre zu Pfingsten einen Anzug schneiden ließen, der auch meinen Kommunionanzug mit den ersten langen Hosen meines Lebens schneiderte. Ja, so sehe ich mich in Herrn Wittlers Anprobierspiegel wieder. Auch die Modebilder der vornehmen Herren sehe ich, die in lässiger Haltung an Marmorgeländern in einem Park lehnten.

Mein brennender Wunsch war damals, die große Welt als einer der lässigen, vornehmen Herren zu erleben, in der immer strahlender Frühling und ein milder, ganz abgeklärter Herbst herrschten. Nun ja, irgendwie ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen, wenngleich auch einige sehr strenge Winter dazwischen lagen, zwischen dem strahlenden Frühling und dem abgeklärten Herbst. Nun bin ich nur ein schlichter Dichter geworden. Wenn ich in Münster geblieben wäre, möglich, daß ich mir noch heute bei Herrn Wittler in der Jüdefelder Straße zu Pfingsten einen Anzug machen ließe, aber Herr Wittler ist lange, schon sehr lange, tot.

Mich trieb es in die Ferne. Trotzdem gehe ich oft über die Aabrücke, unter der eine Quellnymphe wohnen muß. Sie ist inzwischen sicherlich alt geworden, so wie ich. Damals, so bildete ich mir ein, flüsterte sie mir meine ersten Gedichte zu...

Textnachweise

Der Abdruck der Texte geschah mit freundlicher Genehmigung von Hans Althaus, Köln.

Die Kinder der Inder, Else, Herbsttag, Am Ufer der Cam, Blick durch ein verregnetes Atelierfenster, Aschermittwoch, Auf der Landstraße hinter Innsbruck, Eine Blume in einer „Guten Stube“, Über die Grenze / Der Wanderzirkusdirektor, Deya / Mallorca, Agrigento, Stiftsgarten in Santa Chiara / Napoli, Vom Garten der Villa dei Pazzi aus, Ich bin kein Heimatdichter geworden (aus: *Was weißt, oh Onkel Theo, Du...* Eingel. und hg. v. J. A. Kissenkoetter. Emsdetten: Lechte 1968 – Geschichten von Herrn Jemand, Im Dom zu Münster, Coesfeld (aus: *Send. Eine Monatschrift für die spanischen Dörfer*, 2 Jge. Münster: Verlag Der weiße Rabe 1921/22 – Abend, Tritt leise auf, Dichter (aus: *Göttinger Musenalmanach auf 1923*, hg. von Börries von Münchhausen) – Zwischen dem Tag und der Nacht, Der Mensch: eine Puppe aus Draht und Lehm, Gesegnet werden möge das Papier, Könnt' ich alle Inseln (aus: *Mystische Lyrik aus dem indischen Mittelalter. In Nachdichtungen*. Eingel. v. S. Schayer u. mit Anm. v. W. Theilkuhl. München: Recht 1923) – Pflücke die Rose, eh sie verblüht, Im Rosengarten will ich ihrer warten, Der Widerpenstigen Zähmung, Heimliche Aufforderung (aus: *Jack, der Aufschlitzer. Rund zwei Dutzend Lieder*. Berlin: Gottschalk 1924) – Wenn wir Gesprächen anderer von ferne lauschen, Wie Abglanz ferner Meere liegt der Mondenschein, und dann wird aufgehoben alle Frist, und dann wird ausgetilgt sein alle List... (aus: *Das Vierte Reich*. Typoskript im Privatbesitz Hans Althaus, Köln) – Zeitsparende Erfindungen (aus: *Simplicissimus* 33, Nr. 44 v. 28.1.1929) – Die große Herbstnotenschau 1937 (Typoskript im Privatbesitz Hans Althaus, Köln) – Die Gedichte aus dem Band *In der Traumstadt*. Karlsruhe: Stahlberg 1951 – Die Gedichte aus dem Band *Dr. Enzian*, ebd. 1952 – Die Gedichte aus dem Band *Flower Tales*, ebd. 1953 – Das war in Neapel (aus: *Lob der Faulheit. Ein Almanach für Manager und solche, die es nicht werden wollen*.

Eingelobt v. K. Kusenbergr. Frankfurt/M. 1955 – All dies... (aus: R. Klein (Hg.): *Almanach der Dame auf das Jahr 1953*) – Bekanntschaft mit einem Baum (aus: *Bremer Nachrichten* v. 3.10.1954) – Die Gedichte aus *Wir sanften Irren*. Karlsruhe: Stahlberg 1956 – Verworrene Elegie und billiger Eigentrost eines alten Schwabingers (aus: H. Vogel (Hg.): *Schwabing. Vom Dorf zur Künstler-Freistatt. Zum 800. Geburtstag Münchens*. München 1958 – Aufgehängte Hemden, Es ist eine sonderbare Stadt, Die armen Seelen (aus: *Seelenwandertouren*. Karlsruhe: Stahlberg 1961) – Vergebliche Frömmigkeit (Lasset uns dennoch beten), Alle Uhren gehen vor heutzutage, Wir sind das Volk, Kleine Ansprache, Ich befand mich auf dem Holzweg, September (aus: *PPA läßt nochmals grüßen*. Karlsruhe: Stahlberg 1966).

Nachwort

Was kennt man heute noch von Peter Paul Althaus (oder freundschaftlich PPA)? Man erinnert sich vielleicht an seine wunderbar anmutigen und phantasieversponnenen Gedichte aus dem Band *In der Traumstadt* (1951), vielleicht auch noch an seine munter-kalauernden *Dr.-Enzian*-Episoden (1952). Wie aber sieht es mit den übrigen Texten aus? Die ebenfalls unnachahmlichen *Flower-Tales*-Gedichte (1953) und erst recht das Spätwerk des Autors sind heute so gut wie unbekannt, geschweige denn noch im Buchhandel erhältlich. Auch der Sammelband des Süddeutschen Verlags *Traumstadt und Umgebung* (1967), der jene sechs späten Lyrikbändchen PPAs vereinigt, die sein eigentliches Vermächtnis ausmachen (neben den drei genannten Sammlungen sind *Wir sanften Irren*, 1956, *Seelenwandertouren*, 1961, und *PPA läßt nochmals grüßen*, 1966, zu nennen), ist längst vom Buchmarkt verschwunden.

Zudem führt der Band *Traumstadt und Umgebung* irreführend den Untertitel „Sämtliche Gedichte“. Dies suggeriert, PPA sei erst in späten Jahren – er hatte, als *In der Traumstadt* erschien, schon das sechzigste Lebensjahr überschritten – literarisch tätig geworden. Dem ist jedoch nicht so. Althaus war seit frühesten Jahren literarisch tätig: nicht nur als Autor, sondern auch als Verlagsgründer, Herausgeber und Mitarbeiter von Zeitschriften, Übersetzer, Verfasser von Kabaretttexten, Anthologist sowie als Mitarbeiter des Rundfunks, der für den Deutschlandsender und den Bayerischen Rundfunk Hörspiele verfasste und „unendlich viele bunte Abende“ moderierte. Insgesamt überwiegt bei Althaus' Schaffen das Heterogene, oft auch das Spontane.

Bei der Zusammenstellung des vorliegenden Bandes stand der Herausgeber vor der Entscheidung, ob es eine „Best of“-Auswahl werden sollte – in diesem Falle hätte man es sich einfach machen und auf die genannten sechs bibliophilen Gedichtbändchen im Stahlberg-Verlag zu-

rückgreifen können; die Alternative war ein Lesebuch, das Texte aus allen Schaffensperioden des Autors enthält und somit eine Art Werktagbuch darstellt. Die Entscheidung fiel für die zweite Variante, weil sie erlaubt, die vielen unterschiedlichen Facetten in PPAs Oeuvre vorzustellen. Sie bietet zugleich die Möglichkeit, auf zahlreiche entlegene Veröffentlichungen wieder aufmerksam zu machen.

Vieles aus den späteren Gedichtbänden erschließt sich erst dann vollständig, wenn die früheren Veröffentlichungen, die zum Teil dreißig Jahre und länger zurückliegen, mit berücksichtigt werden. Dies gilt etwa für die „schräge“ Perspektive der *Geschichten vom Herrn Jemand*, die aus Althaus' Studentenzeit stammen, sowie für seine Nachdichtungen und Übersetzungen aus der frühen Münchener Zeit, die bereits einen für PPA typischen Hang zum Spirituellen und Mystischen erkennen lassen. Die anmutig-leichten Reisegedichte der 30er Jahre nehmen in vielem die Stimmung der *Traumstadt*-Gedichte vorweg (sind jene nicht ebenfalls, freilich imaginäre, Reisegedichte?). Ja, selbst Elemente seiner Wedekind-Hommage *Jack, der Aufschlitzer* (1924) tauchen in den *Traumstadt*-Gedichten wieder auf. Sein humoristisches Talent, gepaart mit (Wort-)Witz und Hintersinn, schließlich konnte Althaus durch sein Wirken als Kabarettist und Rundfunkmoderator vielfältig erproben. All dies trug dazu bei, dass PPAs Gedichtsbände, die seit 1951 fast im Eiltempo erschienen, die Reife und gelassene Abgeklärtheit eines Autors atmen, der zeitlebens sein poetisches Talent auf unterschiedlichsten Terrains erkundet hatte.

Bei den frühen Texten wurde auf den Nachlassband *Was weißt, oh Onkel Theo, Du...* (1968) zurückgegriffen, der, wie alle weiteren oben genannten Titel, seit langem vergriffen ist. Es handelt sich dabei um Gedichte, die teilweise nur durch Dritte überliefert sind. Der Heraus-

geber, Jobst A. Kissenkoetter, ein Freund PPAs, merkt hierzu an:

Aus dieser Zeit [des jungen Althaus] und aus seinen letzten Schülerjahren sind den Freunden noch manche Verse höchst skurriler Art, die den späteren „Traumstädter“ und den Dichter der „sanften Irren“ ankündigen, bekannt. Es sind nur Bruchteile. Denn zu allen Zeiten seines Lebens floß der reiche Quell seines hintergründigen Dichtens überstark. Er achtete kaum darauf und sammelte die Ergebnisse nicht, so daß er nach Jahren, auf bestimmte Verse und originelle Reime angesprochen, sehr verwundert fragen konnte. „Das hab ich gemacht, das ist von mir? (*Was weißt, oh Onkel Theo, Du...*, S. 9 f.)

Eine „Ausgrabung“ aus den frühen 20er Jahren sind Althaus' Übertragungen indischer mystischer Texte aus der Zeit des Mittelalters. Diese Übersetzungen besitzen, wie Althaus später selbst hervorhob, sehr eigenständigen Charakter. In einem Rundfunk-Interview für den NDR mit Oskar Haaf (Sendedatum 19. Mai 1960) erläuterte er im Stenogramm:

Kam ans Übersetzen, weil sofort Aufträge, auch ein Beruf, warum nicht. Einen Band mit Hilfe von 2 Indologen herausgegeben. Der erste hieß *Mystische Lyrik* aus dem indischen Mittelalter. Den Indologen ungefähr jedes Gedicht 100 Mal vorgelesen und auf dem Klavier begleitet, um den Rhythmus dieser Gedichte vollkommen zu beherrschen. Dann hingesetzt und Nachdichtungen geschrieben und ein ganz berühmter Indologe hat bestätigt, daß die Nachdichtungen gelungen wären. Zwei Gedichte aus diesem Band aus dem Englischen übernommen und von mir ins Deutsche übersetzt, in der 2. Fassung überhaupt nicht wieder erkannt. War ganz anders.

Aufgenommen wurden neben verstreuten Texten aus Zeitungen und Zeitschriften (u. a. aus dem *Göttinger*

Musenalmanach auf 1923 und dem *Simplicissimus* von 1929) auch Texte aus zwei Gedichtsammlungen Althaus', die bald nach Erscheinen verboten wurden. Gemeint ist die Sammlung *Jack, der Aufschlitzer* (1924), in der sich PPA als Bürgerschreck à la Wedekind („Ich hab' meine Tante geschlachtet“) geriert. Der Autor später:

„Jack der Aufschlitzer war ein Büchlein, das ich damals verfaßt hatte, als junger Mensch will man alles übertreffen, wollte i-Punkt auf den ganzen Zauber setzen. Aber wohl zu ernst gemeint und trotzdem kommt immer alles komisch raus. Rudolf Schlichter hatte Illustrationen dazu gemalt, leider die Sache zu ernst genommen.“ (aus dem genannten Rundfunkinterview)

Bei der zweiten Sammlung handelt es sich um die englisch-deutschen Gedichte von *Das Vierte Reich* (1928). Die völlig unpolitische Sammlung wurde von den Nationalsozialisten verboten, denen der Titel suspekt war, sollte doch das „Dritte Reich“ mindestens tausend Jahre dauern. Zudem hatte Althaus das Buch Albert Einstein gewidmet und diese Widmung auch dick eindrucken lassen. „Ein Viertes Reich auch noch einem gehaßten Juden zu widmen, das übertraf jedes Vorstellungsvermögen. Also mußte das Buch verboten und verbrannt werden.“ (K. Karèl: *Einige Stationen aus dem Leben des Peter Paul Althaus*. In: *Emuna, Israel-Forum* 1978, H. 2, S. 63.) Später wurde PPA wegen der Veröffentlichung beim Deutschlandsender entlassen. Vor allem aus der mittleren schriftstellerischen Phase, als Althaus in der Manier eines Tagesschriftstellers an zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften mitwirkte, müssen viele Texte als verschollen gelten. Dies gilt auch für viele Texte, die PPA für den Rundfunk schrieb, für den er seit Ende der 20er Jahre arbeitete (zahlreiche Hörspiele sind immerhin als Typoskripte im Nachlass überliefert). Um

auch diese Zeit zu Wort kommen zu lassen, wurde ein Auszug aus PPAs Revue *Die grosse Herbstnotenschau* (Deutschlandsender, 1937) in das vorliegende Lesebuch aufgenommen.

Hinzu kommen neben den bereits erwähnten Reisebildern Texte aus dem Bereich des Humors. PPA bestritt mit diesem Genre – gleichsam als Tagesschriftsteller mit Beiträgen für die *Welt am Sonntag* („Ich habe als Pseudonym immer Käsenamen gewählt wie F. R. de Brie oder George on Zola, weil ich das ganze für Käse hielt. Aber es gab jedesmal 15 Mark Honorar“) – einen Teil seines Lebensunterhaltes. Stellvertretend hierfür wurden Auszüge aus seinem sehr beliebten *Benimm-Dich-Quiz* aufgenommen, an dem sich nicht weniger als 400.000 Leser der Illustrierten *Revue* beteiligten.

PPA war damals durchaus ein Repräsentant der „leichten Muse“, doch dies stets mit einem gewissem „Pfiff“ und Anspruch. Hiervon zeugen auch zwei Texte, die er für das *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* verfasste. Über seine *Prologe zur Woche des Buches* und zum *Tag des Buches* (1952/1953) hieß es, fast 25 Jahre später in der Beilage des *Börsenblatts* (*Aus dem Antiquariat* v. 4.5.1976):

Beide Prologe sind in ziemlich hoher Auflage – mehrere Zehntausende, wenn ich nicht irre – als sechsseitiges Leporelloblatt erschienen (also als bibliographisch selbständige Schrift) und gratis an Theater verteilt worden. Sie wurden wohl zumeist den Programmheften beigelegt oder auch gelegentlich von der Bühne herab zitiert. Es sind reizende, phantasiereiche Gedichte, die über die Species „Gelegenheitsdichtung gegen Honorar“ weit hinausreichen. Ja, vielleicht ist heiterer, geistreicher und tiefsinniger nie wieder für das Buch und das Lesen geworben worden...“

In dieselbe Zeit – Anfang der 1950er Jahre – fällt die oben angesprochene, reiche lyrische Produktion ab dem

Gedichtband *In der Traumstadt*. Hier brilliert Althaus als Formvirtuose, der seine Vorbilder Ringelnatz und Morgenstern zwar nicht verleugnet, aber einen eigenen Ton findet. PPAs Gedichte leben von ihrem unschuldigen Phantasieichtum. Entsprechend ist die Traumstadt in literarischer Hinsicht nur spielerisch zu bewältigen – mit überraschenden Reimen, mit Formenvielfalt, mit weitreichenden rhythmischen Spannungsbögen, mit „musikalischer“ Lautmalerei. Es begegnen bei Althaus surreale Bildkompositionen, die von Gemälden Kokoschkas, Kandinskys, Klees und Chagalls inspiriert sein scheinen. PPA animiert dazu, selbst originell, schöpferisch, „traumversponnen“ zu denken. Dies impliziert die Auffassung: „Phantasiefreiheit“ machte „hellsichtig“, sie schützte vor Vereinnahmung, auch gegenüber politischen Ansprüchen.

Althaus ist ein Dichter der Schattierungen. Mit filigraner Maßarbeit gelingen ihm Verse von anmutiger, entrückender Leichtigkeit. Von Anbeginn ist er ein großer „Wort- und Begriffsspieler“. Er klopft die Sprache auf ihren Hintersinn ab und verweist damit auf die häufige Sorglosigkeit beim Umgang mit dem Wort. Da nimmt er – vor allem in seinen *Dr. Enzian*-Gedichten – gern allzu wörtlich, was der „Volksmund“ so daherredet oder sich als „geflügeltes Wort“ eingebürgert hat; da erweist er sich als Wortanalytiker, der sich über alles fast zuviel Gedanken macht. Auch hinter solchen scheinnaiven Wortspielchen steckt mehr. Sie fordern auf, genau hinzuhören, wenn es um Sprache geht und damit auch um ihren potentiellen Mißbrauch.

Ende der 1950er, Anfang der 1960er Jahre wurde Althaus – dann allerdings ganz unhumoristisch – zu einem erbitterten Schwabing-Kritiker. Er litt am Untergang „seines“ Schwabings. Es hatte in seinen Augen so ganz den Charme der frühen Zeit verloren. Von seinen vier Schwabing-Reminiszenzen wurde seine „Verworrene

Elegie und billiger Eigentrost eines alten Schwabingers“ in das vorliegende Lesebuch aufgenommen. Damals entstand bei PPA die Idee, private „Traumstadt“-Versammlungen abzuhalten. Mit ihnen versuchte er, den Geist des alten Schwabings noch einmal aufleben zu lassen. In seinen späten Gedichten fragt Althaus nach dem letzten „Wohin“:

Wir sind ein Häuflein ausgebrannter Schlacken;
wir sanften Irren tragen Schlüssel in den Taschen unserer Jacken
für Türen, die es nicht mehr gibt.

Existentielle Fragen drängen sich auf, die Suche nach Gott, nach dem Sinn von Ideologie, Politik, Geschichte. Antworten sind kaum greifbar, weil Hoffnung und Zuversicht fehlen. Allein im Gedicht ist noch Trost: „Und weil es Gedichte gibt, / möcht' ich noch leben“. Zugleich nehmen die verbitterten Töne zu. Althaus macht nicht mehr davor halt, die „weltlichen und geistlichen Obrigkeiten“ zu „verhöhnen“ (so das Vorwort von *Wir sanften Irren*). Seine letzten Texte bilden rhapsodische Fragmente eines Ich, das sich selbst desillusionistisch in Frage stellt.

Eine vollständiges PPA-Archiv existiert leider nicht. Über den Münchener Nachlass bemerkt Herbert Wiesner: Die „Monacensia-Abteilung der Stadtbibliothek München [...] ist äußerst dürftig. Eine Schatzsuche in dieser Schuhschachtel lohnt nicht.“ (Nachwort zur Neuausgabe von *Jack, der Aufschlitzer*, 1982, S. 46.) Ein sehr liebevoll aufgebautes privates Archiv befindet sich bei PPAs-Neffen Hans Althaus in Köln, der sich als Sachwalter des literarischen Erbes PPAs versteht und in dieser Eigenschaft eine umfangreiche Bild- und Textdokumentation angelegt hat. Hans Althaus tritt auch insofern als Erbe PPAs auf, als er das Amt des von seinem

Onkel ersonnenen „Bürgermeisters der Traumstadt“ weiterführt und private „Traumstadt-Abende“ veranstaltet.

Nachzutragen bleiben die wichtigsten biographischen Stationen. Peter Paul Althaus wurde am 28. Juli 1892 als Sohn eines Eisenwaren-, Leder- und Polstergroßkaufmanns in Münster geboren. Nach mehreren Schulwechselln (Gymnasium) begann er 21jährig eine Apothekerlehre, die er jedoch abbrach, um als Kriegsfreiwilliger am Ersten Weltkrieg teilzunehmen. Seit 1918 lebte er wieder in Münster, wo er zwei literarische Freundeskreise und den Verlag *Der weiße Rabe* ins Leben rief. Bis 1922 studierte er in Münster Philosophie, Kunstgeschichte, Literatur und Musikwissenschaft. Aus dieser Zeit stammen die frühesten Texte der vorliegenden Anthologie. 1922 ging er, im Anschluss an einen Besuch beim O. C. Recht-Verlag, an den er zuvor, wie er selbst sagt, „verworrene Romane“ geschickt hatte, nach München. Er schloss nähere Bekanntschaft mit Hilde Supan, der Lektorin des Verlags und Mitarbeiterin der Münchener Kammerspiele. Durch sie wurde er in den Schwabinger Zirkel eingeführt. Althaus:

Ich verdanke Hilde Supan einen weiteren Horizont als ich ihn in der kleinen Westfalenstadt, auch wenn wird dort noch so viel Revolution und Unfug in unserer Studentenzeit angezettelt haben, je erreicht hätte.

Althaus machte damals die Bekanntschaft u.a. Karl Wolfskehl und Klaus Manns. Er begegnete Stefan George, Rainer Maria Rilke, Erich Mühsam, Frank Wedekind und Joachim Ringelnatz. 1925 ging er für eine Spielzeit als Dramaturgie- und Regieassistent an das Weimarer Nationaltheater. 1928 bereiste er Mallorca, um dort „Studien über das Alarmsystem der einheimischen Ameisen“ zu betreiben. Im selben Jahr begann

seine Mitarbeit am Reichssender München des Bayerischen Rundfunks. Er verfasste und inszenierte zahlreiche Hörspiele. In den 30er Jahren übernahm er von Karl Wolfskehl eine Hauslehrerstelle in Florenz. Auf einer ausgedehnten Mittelmeer- und England-Reise entstanden zahlreiche Reisegedichte. Stationen waren Sizilien, Mittelitalien, Rom, Florenz, der Lago Maggiore, Tirol, Cambridge und London. (Althaus' Paß weist später insgesamt 23 längere Aufenthalte in England aus, wo er als Gastschauspieler und Regisseur tätig war.) 1930 begann seine Freundschaft und „ideale Zusammenarbeit“ mit dem Komponisten Ludwig Kusche. Althaus war damals Mitbegründung des literarischen Kabarett *Der Zwiebel Fisch* in der Gaststätte „Weißes Haus“ in der Münchener Barerstraße. 1934 reiste er erneut nach Mallorca. In das Jahr 1939 fallen seine Gedichtvorträge bei „Mutti-Bräu“ in der früheren „Schwabinger Laterne“. Bis zu seiner erwähnten, von Goebbels betriebenen Entlassung 1941 war Althaus Chefdramaturg und Oberspielleiter beim Berliner Deutschlandsender, bei dem er u. a. die Sendung *Schatzkästlein* moderierte. Um ihn „abzuschieben“, wurde er von 1941 bis 1945 zum Kriegsdienst einberufen. 1945 kehrte er nach München zurück. Er wohnte zunächst in Tutzing am Starnberger See, dann wieder in Schwabing. Bis 1952 arbeitete er erneut für den Bayerischen Rundfunk. 1947 belebte er gemeinsam mit dem Münchner Hofschauspieler Gustl Weigert das *Schwabinger Brettl*, ein offenes Podiumskabarett. In dieser Zeit war er Mitbegründung der „Schwabinger Laterne“. Daneben war Althaus seit Oktober 1947 freiberuflicher dramaturgischer Lektor eines Münchener Theaterverlags. 1948 gründete er das studentische Hobby-Kabarett *Monopteros*. Auch trug er zur Wiederbelebung des Künstlerkreises *Seerose* bei. Er wurde erster Bürgermeister der von ihm erdachten „Traumstadt“. Seit 1958 lebt er, gesundheitlich stark geschwächt, zurück-

gezogen in seiner Schwabinger Wohnung. Seit 1964 war er gänzlich bettlägerig und unfähig, seine Wohnung zu verlassen. 1965 berief er im Atelier des Malers Oswald Malura die erste „Traumstadt-Bürgerversammlung“ ein. Er starb am 16. September 1965 in seiner Wohnung.

PPAs Muse hat viele Freunde und Anhänger gefunden. Zu seinen Verehrern zählte u. a. Theodor Heuss, der im Südwestfunk die Laudatio auf Althaus' 70. Geburtstag sprach, aber auch ein zeitgenössischer Kabarettist wie Dieter Hildebrandt. Gleichwohl ist Althaus bis heute nicht aus dem Schatten wahlverwandter Dichter wie Ringelnatz und Morgenstern herausgetreten. In den letzten Jahren ist jedoch ein neuerliches Interesse an seinem Werk zu beobachten. Es ist u. a. dokumentiert durch die Monographie (mit zahlreichen Zeugnissen zur Wirkungsgeschichte) „Ansichten aus der Traumstadt“ von Walter Gödden und Georg Bühnen (1992), die gleichnamige Nyland-Hör-CD *Ansichten aus der Traumstadt* (1999) sowie eine weitere Hör-CD, *Ein Spaziergang in der Traumstadt. Gedichte und Lieder* (2001). Althaus erhielt zahlreiche Schwabing-Preise sowie 1962 die Goldmedaille des Bayerischen Rundfunks. Die Stadt München stiftete ihm ein Ehrengrab auf dem Nordfriedhof. 1968 wurde eine Schwabinger Straße nach ihm benannt, 1983 auch ein Althaus-Weg in Münster. Erwähnt sei ferner 1971 die Gründung des *Klubs der sanften Irren* in Essen.

Walter Gödden

Kurze Anmerkung

Manch ein Künstler ist heutzutage bestrebt, über Kataloge, über eine Gesamtausgabe und eine Autobiographie sein Leben und Werk seiner Nachwelt zu hinterlassen. Diesen Gefallen hat Peter Paul Althaus seinen Freunden nicht getan. In dem vorliegenden Buch hat sich Walter Gödden einen Wunsch erfüllt, aus der Fülle des Schaffens meines Onkels PPA Schönes und Charakteristisches im Sinne einer Anthologie zusammenzustellen und seine Poesie uns in Form eines Lesebuches nahe zu bringen.

PPA, 1892 in Münster geboren, sollte eigentlich Apotheker werden. Nach dem Ersten Weltkrieg studierte er in Münster und trug erstmals 1920 eigene Gedichte vor und 1923 erscheinen weitere im *Musen Almanach* des Freiherrn von Münchhausen.

1922 zog er nach München, das seine Wahlheimat wurde. Er arbeitete für die Zeitschriften *Simplicissimus*, *Jugend* und *Welt am Sonntag*, war Mitbegründer des Kabarets *Zwiebelfisch*, arbeitete am Theater und neu entstandenen Rundfunk, übersetzte Lyrik aus dem indischen Mittelalter, altrussische Kirchenlieder und Molières *Tartüff* im Originalversmaß und veröffentlichte 1924 *Jack der Aufschlitzer* und 1928 das *Vierte Reich*. Letzteres erfuhr 1941 Goebbels, und auf sein Betreiben wurde Althaus als Chefdramaturg und Oberspielleiter des Berliner Deutschlandsenders entlassen und er zog es vor, nochmals in den Krieg zu ziehen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg belebte er das *Schwabinger Brett*, war Mitbegründer der *Schwabinger Laterne* und gründete den *Monopteros* sowie 1948 den *Seerosenkreis*, einen Künstlerkreis, der noch heute existiert. Nacheinander erschienen seine kleinen Gedichtbändchen im Stahlbergverlag: *In der Traumstadt*, *Dr. Enzian*, *Flower*

Tales, Wir Sanften Irren, Seelenwandertouren und *PPA lässt nochmals grüßen*, die für uns sein dichterisches Werk darstellen. Peter Paul Althaus wurde die Inkarnation des Münchener Künstlerviertels Schwabing, er erhielt den ersten *Schwabinger Kunstpreis*, er wurde der erste Bürgermeister der von ihm erdachten „Traumstadt“ und verlieh kraft seines Amtes Ehrentitel. Der damalige OB von München, Dr. Vogel, redete ihn mit „Kollege“ an. Am 16.09.1965 starb PPA. Er wurde auf dem Münchener Nordfriedhof beigesetzt. München ehrte ihn mit einer Straße und seine Heimatstadt Münster mit einem Wegenamen. Rolf Flügel übernahm das „Traumstadt-bürgermeisteramt“, leitete die Münchener „Traumstadt-abende“ und schrieb 1975 das Vorwort zu dem Sammelgedichtband *Traumstadt und Umgebung*. Vielleicht erinnert sich seine Heimatstadt einmal mehr ihres Sohnes, der zeit seines Lebens auch ein „Kieken-spöker“ war und Münster nie vergessen hatte:

Heute in der großen Sturmnacht sah ich es zum ersten Mal.
 Lange lebe ich schon in der Traumstadt, doch erst heute
nacht
 sah ich am Ludgeri-Tor das steinerne Oval,
 in dem Porphyry, wo das Traumstadtswappen ausgefacht.

1987 übernahm ich das Amt des „Traumstadt-bürgermeisters“, das durch den Tod von Rolf Flügel vakant geworden war und verlegte die „Traumstadt-abende“ nach Köln. Seither begann ich, alles von und aus dem Umfeld PPAs zu sammeln und in einem kleinen Archiv festzuhalten. Eine Biographie über ihn von Karl Norbisch wie auch die *Traumstadt*-Gedichte gab ich im Verlag Gerhard Winter und eine CD mit Gedichtvertonungen von Heinz Martin Lonquich im Pendragon-Verlag heraus. PPA ist mein Onkel, und ich habe ihn mehrfach in München besucht.

Walter Gödden ist ein exzellenter Althauskenner: 1992 gab er mit Georg Bühren im Ardey-Verlag *Ansichten aus der Traumstadt* und 1998 unter demselben Titel eine Nyland-Hör-CD im Pendragon-Verlag heraus. In vielen Literaturzeitschriften und Büchern erschienen kleinere Arbeiten über PPA aus seiner Feder. Ausstellungen über PPA in Münster, Düsseldorf und München gingen auf seine Initiative zurück. Er ist Ehrenbürger der „Traumstadt“.

Walter Gödden beglückwünsche ich zu dem vorliegenden PPA-Lesebuch und seine Aufnahme in die Schriftenreihe der Nyland-Stiftung, Köln.

Hans Althaus